

Das Magazin des Deutschen Studentenwerks

DSW JOURNAL

PLUS
WANDKALENDER
2011

UniverCity

Wie Studierende, Hochschulen und Studentenwerke
die Städte verändern → Seite 10



BRAINFOOD
Legales Hirndoping → 28

JAN-HENDRIK OLBERTZ
Der Umsteiger → 34

EXZELLENZINITIATIVE
Quo vadis Elite? → 38

STADTLUFT MACHT KLUG

Ich habe in Bonn, Freiburg und Berlin studiert – und Sie? Das sagt man so, das schreibt man so, aber eigentlich ist es eine Verkürzung.

Korrekt müsste es heißen: Ich habe an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn, an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg und an der Freien Universität Berlin studiert – und in den Städten Bonn, Freiburg und Berlin gewohnt, gelebt, gelernt, geliebt (ja, das auch) und gefeiert.

Ich studiere an einer Universität, und ich lebe in einer Stadt. Im besten Fall haben beide, die Universität und die Stadt, eine innige Beziehung, sind verflochten und voneinander durchdrungen. Im schlimmsten Fall leben sie isoliert voneinander und wollen nichts voneinander wissen, die Hochschule und die Stadt.

Und dazwischen liegt, so vermute ich, die Wirklichkeit. Diese Wirklichkeit, das Wechselverhältnis von Stadt und Hochschule, Stadt und Studentenwerk, Stadt und Studierenden wollen wir mit diesem DSW-Journal genauer erkunden. Wie profitieren Städte von »ihren« Hochschulen, wo kommen die Studentenwerke ins Spiel, warum sollte jede Stadt froh sein, Studierende zu haben? Was ist dran an der »Universitätsstadt Mannheim«, an der »Hochschulstadt Coburg«?

Petra Roth, die Präsidentin des Deutschen Städtetags, reagiert souverän auf solch' kritische Fragen. Sie sagt, die Städte seien sich heute sehr wohl der Chancen und Vorteile bewusst, die Hochschulen den Städten bieten: wirtschaftlich, kulturell, für den Arbeits- und Wohnungsmarkt_Seite 16

Gilt das auch für die Hochschul-Neugründungen der 1960er und 1970er Jahre, für die als »Beton-Wüsten weit draußen vor die Städte« gesetzten Campus-Universitäten, wie unser Autor Armin Himmelrath schreibt? Wir haben ihn auf Erkundungstour geschickt. Er fand Schnapsleichen im Rheingau, eine Symbiose in Mittweida und kühne stadtplanerische Visionen in Frankfurt am Main_ Seite 10

»Wir holen Studierende nach Karlsruhe«, schreibt selbstbewusst der Präsident des Karlsruher Instituts für Technologie KIT, Horst Hippler. Für ihn sind das nicht nur »junge Leute, die abends die städtischen Kneipen besuchen«, sondern »Einwohner mit Plänen, Idealen und frischen Zukunftsideen«_Seite 15

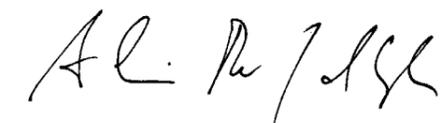
Um Ideen und Pläne für die Zukunft der »Hochschulstadt« geht es am 7. und 8. Dezember 2010 auf einer Konferenz in Jena, zu der ich Sie herzlich einlade. Der Deutsche Städtetag, die Hochschulrektorenkonferenz und wir als Deutsches Studentenwerk wollen alle an einen Tisch bringen: die Städte, die Hochschulen, die Studentenwerke und die Studierenden.

In Jena geht es ans Eingemachte: Wirtschaft, Demografie, Stadtplanung und -entwicklung, Wohnungs- und Arbeitsmarkt, Technologie, Ausgründen, Stadtkultur, Stadtgesellschaft, familienfreundliche Städte und Hochschulen. Mit mehr als 25 Expertinnen und Experten wollen wir diskutieren und in einem aktiven, offenen Dialog Zukunftskonzepte entwickeln.

Nein, nicht damit unsere Städte schöner werden – sondern um das Erfolgsmodell »Hochschulstadt« voranzubringen. Früher galt: Stadtluft macht frei. Heute muss es heißen: Stadtluft macht klug.

Sehen wir uns in Jena?
Ich würde mich freuen!

Ihr



Achim Meyer auf der Heyde

Generalsekretär des Deutschen Studentenwerks
achim.meyeraufderheyde@studentenwerke.de

»Am 7. und 8. Dezember 2010 geht es bei der gemeinsamen Konferenz von Deutschem Städtetag, Hochschulrektorenkonferenz und Deutschem Studentenwerk um die Zukunft des »Modells Hochschulstadt.«

Der einzige Unterschied: Sie hat noch keinen Feierabend.

Selbstverständlich und gleichberechtigt arbeiten und an der Gesellschaft teilhaben: Das ist Inklusion. Ganz im Sinne der UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen. Sie fordert in Artikel 27 einen offenen, inklusiven und für Menschen mit Behinderungen zugänglichen Arbeitsmarkt. Damit auch Menschen mit Behinderungen gleichberechtigt am freien Arbeitsmarkt teilnehmen und ihre Interessen selbst vertreten können.

AKTION
MENSCH

UniverCity_Der Hochschul-Effekt



10

Reportage_Auslandsstudium



20

Brainfood_legales Hirndoping



28

Porträt_Jan-Hendrik Olbertz



34

Heft 4
November 2010

■ CAMPUS

- 6_Kurznachrichten
schnell, knapp & informativ
- 6_Zahlenwerk
Studentenwohnheime in Deutschland
- 8_Zwischenruf
Was bin ich - und wenn ja, wer?
- 9_Eine Frage ...
an die bildungspolitischen Experten der Bundestagsfraktionen

■ POLITIK

- 10_Der Hochschul-Effekt
Wie Studierende, Hochschulen und Studentenwerke die Städte prägen von Armin Himmelrath
- 16_»Nicht sich selbst genug sein«
Interview mit Petra Roth, Präsidentin des Deutschen Städtetags
- 18_Mittendrin
Die Studentenwerke - eine kleine Deutschlandreise

■ PRAXIS

- 20_Barrieren überwinden
Ein Studium im Ausland
- 24_»Werkzeugkoffer« für Chancengleichheit
Die Universität Potsdam entwickelt ein besonderes Modell
- 24_Drei Fragen an Hubert Hüppe
Beauftragter der Bundesregierung für die Belange behinderter Menschen

Fotos: hostelli, Eric Lichtenscheidt

- 26_Wege wagen
Das Beste aus dem Fotowettbewerb der ostdeutschen Studentenwerke
- 28_Legales Hirndoping
Brainfood I: Mit ausgewogenem Essen die körperliche und geistige Leistungsfähigkeit steigern
- 32_Leistung per Pille?
Brainfood II: Warum man Pillen zur Leistungssteigerung nicht grundsätzlich verurteilen sollte

■ PROFILE

- 34_Der Umsteiger
Jan-Hendrik Olbertz im Porträt

■ PERSPEKTIVE

- 38_Quo vadis Elite?
Eine kritische Analyse der Exzellenzinitiative von Stefan Hornbostel

■ COMMUNITY

- 40_Aus den Studentenwerken
- 41_DSW-Kurzporträt
Manuela Beutke

- 41_Medien
Nachgelesen und Gesurft

■ STANDARDS

- 3_Editorial
- 4_Inhalt
- 41_Impressum
- 42_Dobischat schreibt an sich selbst

INHALT

Die engagiertesten Studierenden

EHRENAMT Narcisse Njoya Ngatat ist einer von vielen. Einer von vielen Studierenden, die sich einsetzen für andere Studierende – freiwillig, unbezahlt, ehrenamtlich. Der Maschinenbau-Student aus Kamerun engagierte sich im Studentenwerk Siegen. Er hat Notquartiere für wohnungslose Neuankömmlinge und eine Grillhütte zum Kennenlernen initiiert. 155 Einzelne oder studentische Teams wurden beim Bundeswettbewerb

»Studierende für Studierende« nominiert. Das Deutsche Studentenwerk zeichnet mit dem Wettbewerb alle zwei Jahre die engagiertesten Studierenden Deutschlands aus, das Bundesministerium für Bildung und Forschung fördert. Narcisse hat es 2009/2010 unter die Preisträger geschafft; er erhält 1000 Euro. Nachahmung dringend empfohlen! *sg*
→ www.studentenwerke.de



Narcisse Njoya Ngatat überzeugte die Jury, weil er sich vielfältig für ausländische Studierende einsetzt.



ZEIT-Campus-Chefredakteur Julian Hans führt durch die Preisverleihung am 25. Oktober 2010 – hier im Gespräch mit Rolf Dobischat, Präsident des Deutschen Studentenwerks, Michael Bürsch, Centrum für Corporate Citizenship Deutschland und Bundesbildungsministerin Annette Schavan.

ZAHLENWERK Studentenwohnheime in Deutschland

Die meisten **Wohnplätze** für Studierende in Studentenwohnheimen und Wohngebäuden gibt es mit **10 492** in München, gefolgt von Berlin mit **9691**, Münster mit **7742** sowie Köln mit **6209** Plätzen.

Bundesweit werden **224 763** Studentenwohnplätze in **1893** Wohngebäuden öffentlich gefördert. Die Studentenwerke bewirtschaften davon **181 239** Wohnplätze – und damit **80 Prozent**. **53** Studentenwerke bieten über **1333** Wohnplätze für Rollstuhlbenutzer an.

Die Unterbringungsquote aller Studierenden in Wohnanlagen beträgt **11,64 Prozent**. Der Anteil der Einzelapartments liegt im Bundesdurchschnitt bei fast **30 Prozent**. **35 Prozent** der Wohnplätze sind in Wohngemeinschaften, **13 Prozent** in Doppelapartments beziehungsweise in Familienwohnungen. Einzelzimmer in Flurgemeinschaften machen nur noch **24 Prozent** des Bestands aus.

85 Prozent der Wohnplätze werden möbliert angeboten. Die durchschnittliche Wohnfläche beträgt zwischen **18** und **25 m²**.

Rund **80 Prozent** der Wohnplätze verfügen über einen Internetanschluss, der meistens in der Pauschalmiete enthalten ist.

Abgesehen vom Elternhaus ist die Studentenwohnanlage für Studierende nach wie vor die preisgünstigste Wohnform. Die Monatsmiete in den Wohnanlagen der Studentenwerke beträgt, einschließlich aller Nebenkosten, zwischen **88** und **465 Euro**, je nach Ausstattung, Wohnform und Lage. Der Durchschnitt liegt bei rund **200 Euro**.

Der Anteil internationaler Studierenden in Wohnheimen beträgt im Bundesdurchschnitt **35 Prozent**, bei einzelnen Studentenwerken aber auch über **60 Prozent**.

Quelle: Deutsches Studentenwerk, Stand: Januar 2010



Früher – heute

INS GRÜNE Spartanisch, trist und kühl – so sahen in den 1960er Jahren viele Cafeterien der Studentenwerke aus. Hier zum Beispiel das Café in der Otto Berndt-Halle des Studentenwerks Darmstadt. Keine Frage: Damals war das schick und praktisch. 2010 überzeugen die Kaffeebars mit konsequentem Design, hellen Farben und aufwändigen Lichtkonzepten. In den Studentenwerken Göttingen und Greifswald können die Studierenden seit einigen Wochen zum Kaffeetrinken sogar »insgrüne« gehen. So heißen die grün-weißen Oasen des neuen Kaffeebar-Konzepts, das die Studentenwerke zusammen mit Tchibo entwickelt haben. Besonderes Ambiente kombiniert mit gutem Gewissen: Die Möbel bestehen aus recycelbaren Materialien und alle Kaffeespezialitäten sind fair gehandelt. *jaw*



Fotos: Studentenwerk Darmstadt, Fotodesign Wolf Schuchardt, Stefan M. Rothler

Spruchreif

»Es gibt in Deutschland noch zu viel Dünkel und Abstandsgehabe: Wer ist Uni-Professor, wer »nur« an der Fachhochschule? Wie groß ist der Mitarbeiterstab am Lehrstuhl? Das ist (...) ein ganz schöner Affenzirkus«

Der ehemalige Generalsekretär des Deutschen Akademischen Austauschdiensts, Christian Bode, in der Süddeutschen Zeitung vom 27. September 2010

»Vielleicht muss Bildung demnächst auch noch glamourös daherkommen, um wenigstens zur Kenntnis genommen zu werden«

Thomas Klug im Deutschlandradio, in der Sendung Zeitfragen vom 11. Oktober 2010

»Man muss neue Studierende aufnehmen, um überhaupt Strom und Miete und seine Leute bezahlen zu können. Und diese Leute müssen dann wie die eierlegende Wollmilchsau nicht nur Lehre und Nachwuchsförderung, sondern gleichzeitig Forschungsprojekte betreiben, die aber unterfinanziert sind«

Peter Lange, Kanzler der Freien Universität Berlin, auf der Tagung UniFinanz 2010 in Berlin

Otto, Karl und Felix

CHINESISCHE TRAINEES Wussten Sie schon, dass viele chinesische Studierende in Deutschland einen deutschen Namen annehmen? Die Namen Otto, Karl und Felix stehen ganz weit oben auf der Beliebtheitskala. Der Grund liegt auf der Hand, weiß Jinheng Feng, chinesischer Trainee im Studentenwerk Freiburg: Die chinesischen Namen seien für viele Deutsche zu schwierig. Er muss es wissen, denn sein Deutschlehrer in China gab ihm vor zehn Jahren den Namen Felix, mit dem »der Glückliche« auch äußerst zufrieden ist. Jinheng Feng, alias Felix, ist einer von

acht Trainees, die am »China-Traineeprogramm an deutschen Hochschulen – Deutsch-Chinesische Kooperation für Student Affairs« der Robert Bosch Stiftung mit dem Deutschen Studentenwerk teilnehmen. Sie beraten die Hochschulen und Studentenwerke zu Ausbildungskultur und Lebensrealität der chinesischen Studierenden in Deutschland und entwickeln eigene Projekte zur Verbesserung des Studienerfolgs chinesischer Studierender. Während ihres sechsmonatigen Aufenthalts arbeiten sie in einem der 58 Studentenwerke. *ml*

→ www.studentenwerke.de → Internationales
→ www.bosch-stiftung.de



Jinheng Feng mag seinen chinesischen Namen, aber die Deutschen haben Schwierigkeiten, ihn richtig auszusprechen.

Einer geht – eine kommt

FÜHRUNGSWECHSEL Dorothea Rüländ kommt zurück nach Hause – in den Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD), den sie als stellvertretende Generalsekretärin jahrelang mitgestaltete. Nach einem zweijährigen Abstecher als Direktorin des Center for International Cooperation an der



Freien Universität Berlin hat sie am 1. Oktober 2010 die Nachfolge des Generalsekretärs des DAAD, Christian Bode, angetreten. Die zupackende und kommunikative Netzwerkerin Rüländ wird Bode sicher in nichts nachstehen und die Ziele des DAAD weiterverfolgen. Entscheidender Unter-

schied: Der DAAD wird seit Neuestem von einer weiblichen Doppelspitze geleitet, neben Rüländ als Generalsekretärin steht Sabine Kunst, Präsidentin der Universität Potsdam, dem DAAD als Präsidentin vor. *ml*

→ www.daad.de

Bundes-Stipendien

NEU Das politisch vieldiskutierte nationale Stipendienprogramm der Bundesregierung heißt jetzt „Deutschlandstipendium“, soll vorerst an 10 000 Studierende vergeben werden – das sind 0,45 % der Studierenden. Bis Anfang 2011 sollen die formalen Voraussetzungen geschaffen sein, zum Sommersemester 2011 soll das Deutschlandstipendium starten. 150 Euro kommen vom Bund, weitere 150 sollen die Hochschulen bei Unternehmen oder Privatpersonen einwerben. Wie viele Hochschulen mitmachen, weiß derzeit niemand, und jede Hochschule kann die Bewerbungs- und Auswahlkriterien selbst regeln. Der Bund hat den Hochschulen finanzielle Unterstützung bei der Einwerbung privater Mittel zugesichert. Es bleibt spannend! *sg*

→ www.deutschland-stipendium.de

Deutschland STIPENDIUM

Zwischenruf

Was bin ich – und wenn ja, wer?

Ich, du, er, sie, wir, ihr, sie – alles Migranten, oder korrekter ausgedrückt: Menschen mit Migrationshintergrund. Sind das alles Ausländer, neudeutsch und politisch korrekter »internationale« Menschen? Ab wann bin ich ein internationaler Mensch oder ein Mensch mit Migrationshintergrund, ein Bildungsinländer oder ein Bildungsausländer? Ich hatte mich eigentlich bis vor Kurzem als Europäer mit deutschen Wurzeln gefühlt. Nach der Sarrazin-Debatte und der dadurch losgetretenen Diskussion über das Deutsche an sich – deutsche Werte, Integration, Zuwanderung, Migration – muss ich mich allerdings immer wieder fragen:

WAS BIN ICH?

Vielleicht sollte ich erst klären, was eigentlich deutsch ist. O.k., Pünktlichkeit, Bratwurst und Gartenzäune stehen außer Frage. Aber was ist mit den Studierenden? Laut Wissenschaft weltweit studieren über 180 000 junge Menschen aus dem Ausland in Deutschland, laut 19. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks haben 11 Prozent aller Studierenden einen Migrationshintergrund. Darunter fallen Eingebürgerte, Studierende mit

ausländischem Elternteil, mit doppelter Staatsbürgerschaft sowie Bildungsinländer.

Wissen Sie, dass wir in diesem Land eigentlich gar keine Probleme, keinen Fachkräftemangel haben? Wenn wir die »first generation« fördern würden, wenn wir Arbeiterkinder in die Hochschulen lassen würden, wenn wir Abiturienten mit Migrationshintergrund unterstützen würden, wenn wir die Hochschulen auch für Nicht-Abiturienten noch weiter öffnen würden, hätten wir mit einem Schlag alle unsere Probleme gelöst. Bei uns schlummert ein enormes Potenzial an Fachkräften. Wir müssen es nur zu nutzen, zu aktivieren wissen – sozusagen »home made braingain«.



Bleibt noch zu klären, was ich bin. Meine Mutter ist Französin, ich bin in Deutschland geboren, mal hier und mal dort zur Schule gegangen. Ich habe meine Hochschulzugangsberechtigung in Deutschland erworben. Folglich bin ich ein Deutscher mit Migrationshintergrund. Ich bin also einer von denen, über die alle reden, die jetzt alle zu fördern gedenken – prima!

Es freut sich Ihr Constantin Quer, mit Migrationshintergrund

Foto: Eric Lichtenscheidt/DAAD; Illustration: Dominik Herrmann

Glückliche Hühner

PREISVERLEIHUNG Ja, so etwas gibt es auch: den Welttag des Eies. Der ist am 8. Oktober und passend zu diesem Datum wurde »Das Goldene Ei« an die



Studentenwerke in Berlin, Bonn, Braunschweig, Freiburg, Gießen, Heidelberg, Niederbayern/Oberpfalz, Stuttgart und Trier vergeben. Mit diesem Preis ehrt die »Albert Schweitzer Stiftung für unsere Mitwelt« Unternehmen, die komplett auf die Verwendung von Eiern aus Käfighaltung verzichten. In Deutschland tun das schon 25 Studentenwerke und ermöglichen so Studierenden besseres Essen – und Legehennen ein Leben fern von beengenden Käfigen. Was wünscht man sich mehr: Eier von glücklichen Hühnern für glückliche Studierende! *bk*

→ www.albert-schweitzer-stiftung.de

→ www.goldenes-ei.org

Nein zum Schwein

FLEISCHVERZICHT Wussten Sie schon: Durch den Verzicht von Fleisch an einem Tag in 18 Studentenwerk-Mensen können 50 bis 190 Tonnen CO₂ eingespart werden – das entspricht der CO₂-Jahresemission von 25 bis 100 Mittelklasse-Autos. Das haben die Studentenwerke Ende Oktober 2010 am Vegi-Tag, Green-Day oder auch Umwelttag im Rahmen der ARD-Themenwoche »Essen ist Leben« getestet. Statt Fleisch und Fisch gab es leckere vegetarische Speisen. Das schont die Umwelt, ist gesund, spart Ressourcen – und schmeckt. *sg*

→ www.studentenwerke.de



Fotos: Radius Images/Strandperle, privat; Die Linke, M. Bussmann, privat; CDU/CSU

Eine Frage ...

Was tun Sie, damit noch mehr ausländische Hochschulabsolventen in Deutschland bleiben?

Antworten von den Bildungsexperten der Bundestagsfraktionen



Kai Gehring MdB, Bündnis 90/Die Grünen

Wir wollen die Gehaltsgrenze zügig auf 40 000 Euro absenken. Unsere Strategie zur Bekämpfung des Fachkräftemangels setzt auf einen Mix aus Qualifizierung und Zuwanderung – wir brauchen beides! Wer sich für ein Leben in Deutschland entscheidet, muss willkommen sein und wertgeschätzt werden.

→ www.kai-gehring.de



Nicole Gohlke MdB, Die Linke

Unabhängig von einem Fachkräftemangel setzt sich Die Linke für einen offenen Hochschulzugang, soziale Ausbildungsförderung, Anerkennung ausländischer Abschlüsse und ein umfassendes Bleibe- und Arbeitsrecht ein.

→ www.nicole-gohlke.de



Patrick Meinhardt MdB, FDP

Das Allerwichtigste ist es, eine Willkommenskultur in Deutschland zu schaffen. Die jungen Akademiker müssen spüren, dass wir sie mit ihren Fähigkeiten in unserem Land gerne haben wollen. Konkret müssen wir politisch für notwendige Änderungen im Aufenthaltsrecht sorgen. Vor allem aber sollten wir die Zeitphase zur Suche eines Arbeitsplatzes von ein auf zwei Jahre verdoppeln.

→ www.patrickmeinhardt.de



Dr. Ernst Dieter Rossmann MdB, SPD

Ein erster guter Schritt ist schon getan mit dem Verzicht auf die bis dato gültige Regelung der Vorrangprüfung Ende 2007 durch den SPD-Bundesarbeitsminister Müntefering. Jetzt müssen die Aufenthaltserlaubnis zur Arbeitssuche für ausländische Hochschulabsolventen verlängert, das Aufenthaltsrecht von der Dauer des Arbeitsvertrags entkoppelt und die Mindestgehaltsgrenze für die Niederlassungserlaubnis abgesenkt werden.

→ www.ernst-dieter-rossmann.de



Albert Rupprecht MdB, CDU/CSU

Ausländische Studierende sind uns willkommen und wir wollen, dass möglichst viele nach Abschluss des Studiums hier bleiben. Darum wollen wir für ausländische Hochschulabsolventen die Erwerbsbeschränkungen lockern. Zudem wollen wir die Situation von Familienangehörigen stärker berücksichtigen, etwa bei arbeitsrechtlichen Bestimmungen und Auflagen zum Spracherwerb.

→ www.albert-rupprecht.de

Universitätstadt
Mannheim

Universitätstadt
Ilmenau
Ilm-Kreis

Treffpunkt der Wissenschaft
Aachen
Energie Leben

Stadt der FernUniversität
Rummenohl
Stadt Hagen

Wissenschaftsstadt
Darmstadt

Stadt der FernUniversität
Hagen

Hochschulstadt
Mosbach
Große Kreisstadt
Neckar-Odenwald-Kreis



Hochschulstadt
Coburg

Universitätstadt
Trier

Hochschulstadt
Aschaffenburg
Stadtteil Nilkheim

Universitätstadt
Marburg

Foto: hostelli; Montagen: Dominik Herrmann

Der Hochschul-Effekt

STANDORTVORTEIL Fachkräfte, Kaufkraft, Werbeeffect, Image – Städte profitieren von ihren Hochschulen und umgekehrt. Die Vorteile, die diese Beziehung allen Seiten bringt, sind groß.

VON ARMIN HIMMELRATH

Manchmal läuft es so richtig schief: Als die Erstsemester der Elite-Wirtschaftshochschule European Business School Anfang September 2010 einen Aufnahme-Parcours durch die Weinberge von Oestrich-Winkel im Rheingau absolvierten, endete der Abend mit mehreren Schnapsleichen und dem Einsatz eines Polizeihubschraubers, der nach hilflosen Hochschülern suchte. Bei den Einwohnern des kleinen Winzerorts sorgte der Vorfall nicht gerade für Begeisterung: »Die jungen Menschen schaden ihrer Gesundheit und dem guten Ruf des Rheingaus«, empörte sich etwa Landrat Burkhard

Albers nach dem akademischen Koma-Saufen. Kleinlaut entschuldigten sich die angehenden Manager nach der Ausnüchterung beim Bürgermeister, bei der Polizei und den Sanitätern und kündigten an, zur Wiedergutmachung in verschiedenen sozialen Projekten am Ort mitzuarbeiten. So könnte, auf Umwegen, doch noch ein richtig gutes Verhältnis zwischen Hochschule und der kleinen hessischen Standortgemeinde entstehen – so, wie es in vielen Universitäts- und Fachhochschul-Städten bundesweit bereits der Fall ist. Ein Beispiel: Mittweida in Sachsen. Gut 15 000 Ein-

→ wohner hat die kleine Stadt nördlich von Chemnitz – und mit der Hochschule Mittweida (HSMW) eine Einrichtung, die mit 6000 Studentinnen und Studenten das Stadtbild nachhaltig prägt. »Natürlich gibt's da auch Konflikte, schon alleine bei der Parkplatzsuche«, sagt Hochschul-Prorektor Michael Hösel. »Ein Großteil der Studierenden kommt als Pendler jeden Tag hier her, die meisten mit dem Auto – das merkt man im Stadtbild natürlich sofort.« Andererseits sei die HSMW der größte Arbeitgeber im Ort und habe hier auch eine lange Tradition: Am 7. Mai 1867, also vor mehr als 140 Jahren, nahmen die ersten 17 Studenten am damaligen privaten

| KOMPAKT | HOCHSCHULSTADT-KONFERENZ |
|--|---------------------------------|
| <p>Vom 7. bis 8. Dezember 2010 findet in Jena die Konferenz »Die Hochschulstadt: ein Modell für die Zukunft Deutschlands« statt, veranstaltet vom Deutschen Städtetag, der Hochschulrektorenkonferenz und dem Deutschen Studentenwerk. Kern der Konferenz sind die Chancen und Potenziale, die durch die Zusammenarbeit zwischen Städten, Studentenwerken und Hochschulen entstehen können. In sechs themenbezogenen Panels kommen Vertreterinnen und Vertreter dieser Parteien/ Institutionen sowie Studierende und Forschende zusammen. Hier sollen Status und Entwicklungspotenziale dargestellt sowie Handlungsempfehlungen umrissen werden.</p> <p>Anmeldung und Informationen unter → konferenz@studentenwerke.de</p> | |

»Technicum Mittweida« ihre Ausbildung als Maschinenbau-Ingenieure auf. Seither gehören Hochschule und Studierende zur Stadt – »und das ist für uns ein riesiger Glücksfall«, sagt Markus Renner, Sprecher der Stadtverwaltung. Denn der demografische

Wandel macht auch vor der sächsischen Provinz nicht Halt: Die Einwohner werden immer älter und immer weniger, »so dass man überspitzt sagen könnte: Die Studenten sind der einzige Quell jungen Lebens in Mittweida«, sagt Renner. Kein Wunder, dass beide Seiten in dieser »symbiotischen Beziehung« (so Prorektor Michael Hösel) in engem Kontakt stehen: Einmal feiern die Nachwuchsakademiker auf dem Markt ihr Bergfest, dann wieder plant die Stadt den Umbau des Hochschul-Vorplatzes, um die HSMW besser an die Altstadt anzubinden. Letztlich profitieren davon alle: Vermieter und Einzelhändler schätzen die zusätzliche Kaufkraft, die Stadtverwaltung lobt

den bundesweiten Werbeeffect der Hochschule, und die HSMW wiederum kann darauf bauen, dass sie in diesem Umfeld auf wohlwollende Gesprächspartner im Rathaus trifft. Ein Vorteil, der vor allem in kleinen Gemeinden spürbar wird? Nein, sagen Architekten, Stadtplaner und Hochschulvertreter, die sich mit diesem Thema befassen: Hochschulen und Städte können sich gegenseitig befruchten – in jeder Größenordnung. Voraussetzung ist allerdings, dass sich beide Seiten der Möglichkeiten bewusst sind, die eine Zusammenarbeit bietet, und aufeinander zugehen. Das war in den 1960 und 1970er Jahren, als reihen-

weise öde Beton-Wüsten als neu gegründete Campus-Universitäten weit draußen vor die Städte gesetzt wurden, noch nicht der Fall. Doch mittlerweile gibt es fast so etwas wie einen Trend zurück in die Stadt: So hat etwa die Goethe-Universität Frankfurt den neuen Campus Westend in Betrieb genommen, ein Areal, das jahrzehntlang von der US-Armee genutzt wurde. »Eine einmalige historische Chance« nennt das Peter Rost, Uni-Beauftragter für die Standortneuordnung. Erklärtes Ziel dabei: Die Goethe-Universität, vor fast 100 Jahren von Bürgern der Stadt Frankfurt am Main gestiftet, sollte nach jahrzehntelanger Dis-

→

»Hochschulen und Städte – eine Symbiose«

HOCHSCHULSTADT Wirtschafts- und Verjüngungsfaktor, Zukunft, Reputation: sechs Stimmen von Hochschulspitzen zu der Frage: Wie halten Sie es mit Ihrer Stadt?

Jena



Prof. Dr. Klaus Dicke,
Rektor der Friedrich-Schiller-Universität Jena

Studierende sind für jede Hochschulstadt ein Verjüngungsfaktor – auch in Jena. Sie machen das Stadtleben und Stadtbild bunter, und sie stellen das Neuanfangen Jahr für Jahr der Stadtöffentlichkeit vor Augen. Und natürlich sind Studierende ein Wirtschaftsfaktor: Als Mieter, Kunden, Kneipenbesucher, als Verkehrsteilnehmer, Sportler, Bürger bereichern sie das Leben einer Stadt. Und sie schweißen Universität und Stadt zusammen: Eine studentenfreundliche Infrastruktur, die Förderung studentischer Initiativen und die Gestaltung studentischer Lebenswelt fordern kooperatives Bemühen beider. Das alles gilt auch für die Universitäten insgesamt, ihre Wissenschaftler und Mitarbeiter. Darüber hinaus steht heute jedoch die Bedeutung der Universität als Standort- und Innovationsfaktor im Vordergrund. Die Anbindung innovationsorientierter Wirtschaftsunternehmen an Forschung ist ein entscheidender Wettbewerbsfaktor, und gemeinsame Erfolge prägen Selbstbild und Außenwahrnehmung eines Standorts in erheblichem Umfang. Und schließlich sind Universitäten Kulturträger vielfältigster Art: von Vortragsveranstaltungen, Ausstellungen über Seniorenstudium, Beiträge zum Theater- und Musikleben bis hin zu Sprachunterricht und Beiträgen zum Sportleben. Universität und Stadt – beide sind erfolgreich dort, wo sie sich als sich stets verjüngende Schicksalsgemeinschaft verstehen.

Fotos: Friedrich-Schiller-Universität Jena, Fachhochschule Bielefeld

Bielefeld



Prof. Dr. Beate Rennen-Allhoff,
Rektorin der Fachhochschule Bielefeld

Angesichts des Geburtenrückgangs und des Fachkräftemangels sind junge Leute, insbesondere gut qualifizierte junge Leute, für die Zukunft der Städte von entscheidender Bedeutung. Die Stadt Bielefeld hat das erkannt und sieht ihre reiche Hochschullandschaft als großes Plus und Profilerkmal an. Konkret unterstützt sie zum Beispiel Universität und Fachhochschule bei der Entwicklung des Campus Bielefeld. Zudem nutzt sie die Expertise der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler bei der Lösung aktueller Probleme, zum Beispiel bei der städtebaulichen Gestaltung oder der Sprachförderung von Migrantenkindern. Die Stadt ist aber auch für die Hochschulen wichtig; ein attraktives Umfeld erleichtert die Gewinnung von qualifizierten Studierenden und Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus dem In- und Ausland.

→ und der Stadtgesellschaft werden. Nachdem der neue Campus mittlerweile in Betrieb genommen wurde, schwärmt Architekt Christoph Mäckler über eine Universitätslandschaft, »die sich durchaus mit Princeton oder etlichen englischen Colleges vergleichen lässt.«

Ganz so weit ist die Entwicklung in Deutschlands drittgrößter Universitätsstadt Köln noch nicht. Doch auch hier weiß die Stadt zu schätzen, was die Hochschulen – neben der Universität noch die Deutsche Sporthochschule und etliche Fachhochschulen – für den Standort leisten. Regelmäßig treffen sich in der »Kölner Wissenschaftsrunde« die Hochschulen und

| KOMPAKT | LINKS |
|--|-------|
| → Radio Mittweida: www.radio-mittweida.de | |
| → Projekt Campusstadt Mittweida: www.campusstadt-mittweida.de | |
| → Erster Kölner Wirtschafts-Wissenschaftsbericht: www.portal.uni-koeln.de/fileadmin/templates/uni/PDF/Stiftungen_pdf/KWR-Wissenschafts-Wirtschaftsbericht.pdf | |

Forschungseinrichtungen mit Stadt, Handwerkskammer sowie Industrie- und Handelskammer, um gemeinsame Projekte auf den Weg zu bringen. Eine Zusammenarbeit mit weitreichender Wirkung: Der kürzlich veröffentlichte erste »Wissenschafts-Wirtschaftsbericht« für Köln belegt, dass

neben 17 100 Stellen in Hochschulen und Instituten auch eine Nachfrage von jährlich 1,2 Milliarden Euro geschaffen wird – Geld, das vor allem in den Einzelhandel und die Wohnungswirtschaft fließt. »Dazu kommen noch Bau-Investitionen, die alleine an der Universität in den kommenden fünf Jahren

bei einer halben Milliarde Euro liegen«, sagt Uni-Rektor Axel Freimuth. Die Wissenschaft ist damit in der Domstadt – nach der öffentlichen Verwaltung und dem Autobauer Ford – der drittgrößte Unternehmer: eine Position, die noch dadurch gestärkt wird, dass jährlich 1700 Jungakademiker in der Region ihre eigene, neue Firma gründen. Dazu kommen die demografischen Effekte: Bei den 20- bis 30-Jährigen legt die Kölner Bevölkerung immer noch zu, »und von denen bleiben mehr als 60 Prozent in der Stadt«, sagt Axel Freimuth.

Zahlen, von denen man in Mittweida allenfalls zu träumen wagt – bisher. Denn die »Hochschulstadt«, wie sich die Gemeinde

bereits seit Jahren nennt, baut derzeit am Projekt »Campusstadt-Mittweida«, um die Hochschule, und damit auch die Studierenden, baulich und konzeptionell noch stärker an die Stadt anzubinden. Acht Millionen Euro aus dem Europäischen Fonds für regionale Entwicklung fließen dafür in den kommenden Jahren, der Park am Schwantenteich wird komplett umgestaltet, und im Gegenzug entwickeln Hochschul-Professoren ein neues Marketing-Konzept für die Stadt. »Wir wissen beide, was wir aneinander haben«, sagt HSMW-Prorektor Michael Hösel. Und daran sind die Studierenden nicht ganz unschuldig: Die Nachwuchsakademiker aus dem Medienbereich sorgen

dafür, dass Radio- und Fernsehreportagen aus der Hochschule und aus dem Stadtrat Alltag sind – und dann auch, beispielsweise über das eigentlich als Ausbildungssender konzipierte »Radio Mittweida«, weit über den Campus hinaus verbreitet werden. ■



DER AUTOR

Armin Himmelrath
42, ist Bildungs- und Wissenschaftsjournalist in Köln. Er arbeitet unter anderem für den Deutschlandfunk, den WDR und Spiegel Online

Magdeburg-Stendal



Prof. Dr. Andreas Geiger,
Rektor der Hochschule Magdeburg-Stendal

Wenn junge Menschen auf der Suche nach der richtigen Hochschule sind, ist oft auch der Ruf der Stadt entscheidend für die Wahl des Ortes. Wohin gehen sie am liebsten? In Städte, wo schon viele Studierende sind. So banal das klingt, so wichtig ist es doch, diesen Gedanken – dass viele Studierende wie

nebenbei für eine gute, lebendige, kulturell interessante Atmosphäre sorgen – den Kommunalpolitikern immer wieder nahezubringen. Werbung für touristische Leistungen der Kommunen ist wichtig, Werbung für mehr Studierende auch. Denn so kann Stadtmarketing dazu beitragen, dass Städte dem demografischen Wandel widerstehen: Viele, die anfangs nur für sechs bis zehn Semester bleiben wollten, finden ihren Lebensmittelpunkt in der Hochschulstadt ihrer Wahl. Darum werden 2011 in Magdeburg Tourismus- und Hochschulmarketing verbunden. Zu den so genannten Campus Days laden Universität, Hochschule und Stadt Studienbewerber gemeinsam ein. Entdecken Sie Magdeburg, zwei Hochschulen inklusive! Ich freue mich auf Ihren Besuch.

Dortmund



Prof. Dr. Ursula Gather,
Rektorin der Technischen Universität Dortmund

Für Dortmund kann ich sagen: Hochschulen und Studierende haben eine große Bedeutung für die Stadt! Die Technische Universität Dortmund hat die Stadt mitgeformt. Die Stadt, die vor nicht allzu langer Zeit von Kohle, Stahl und Brauereien geprägt wurde, hat sich zu einem ausgezeichneten Wissenschaftsstandort entwickelt. Allein

in direkter Nachbarschaft der Universität haben sich in Europas größtem Technologiepark rund 300 Unternehmen von Zukunftstechnologien angesiedelt, von Robotik über Biotechnologie bis zur Logistik. Dort arbeiten heute die Kinder und Enkelkinder der Bergleute und Stahlarbeiter. Doch viele der Firmen kommen nicht von irgendwoher, sondern direkt aus der Universität und dem Technologiezentrum. Wir unterstützen unsere Studierenden, Absolventen und Mitarbeiter, die sich mit einer guten Idee selbstständig machen wollen. Von der engen Nachbarschaft haben nicht nur die Unternehmen etwas, sondern auch die Universität, die den Nutzen ihrer Forschung nie aus dem Blick verliert. Und nicht zuletzt profitiert die Stadt, der einst nach dem Ende der traditionellen Industrien düstere Zeiten prophezeit wurden. Heute blickt sie gemeinsam mit ihren Hochschulen optimistisch in die Zukunft.

Fotos: Victoria Kühne, Technische Universität Dortmund

Karlsruhe



Prof. Dr. Horst Hippler,
Präsident des Karlsruher Instituts für Technologie

Für die Stadt Karlsruhe hat das seit dem 1. Oktober 2009 bestehende Karlsruher Institut für Technologie (KIT) große Bedeutung. Als Zusammenschluss aus der früheren Universität Karlsruhe (TH) und der früheren Forschungszentrum Karlsruhe GmbH bilden

wir einen starken Partner für die gesamte Region. Zum einen holen wir Studierende nach Karlsruhe. Das bedeutet nicht nur junge Leute, die abends die städtischen Kneipen besuchen, sondern Einwohner mit Plänen, Idealen und frischen Zukunftsideen. Das braucht jede Stadt. Des Weiteren ist das KIT natürlich mit über 8600 Mitarbeitern einer der größten Arbeitgeber in der Region. Wir sind ein attraktiver Partner für die Wirtschaft. Als Kooperationspartner vieler Unternehmen im Bereich der Forschung stärken wir die Innovationskultur in Karlsruhe und Umgebung. KIT steht aber nicht nur für Forschung, Lehre und Innovation, sondern unterstützt auch gerne jede Form von kulturellen Ereignissen in der Stadt.

Fotos: Karlsruher Institut für Technologie, Ruhr-Universität Bochum, privat (Autor)

Bochum



Prof. Dr. Elmar W. Weiler,
Rektor der Ruhr-Universität Bochum

Ohne Zweifel sind Hochschulen ein Wirtschaftsfaktor: Unternehmen können auf Absolventen und auf Forschungsleistungen im unmittelbaren Umfeld zurückgreifen, Hochschulen zählen zu den größten Arbeitgebern der Stadt, und Studierende und Mitarbeiter nehmen als Kunden Güter und Dienstleistungen im städtischen Umfeld in Anspruch. Doch die tatsächliche Bedeutung geht weit darüber hinaus. Angesichts der überragenden Bedeutung, die der Bildung für die Zukunft unseres Gemeinwesens zukommt, ist die Existenz einer (oder mehrerer) Hochschulen ein höchst gewichtiger Standortfaktor. Das »gewisse Etwas« von Universitätsstädten aber rührt her von der symbiotischen Verbindung von Hochschule und Stadt. Hochschulen sind gleichermaßen auf ein vielfältiges soziales und kulturelles Umfeld angewiesen, wie sie durch die Kreativität und das Engagement ihrer Studierenden und Mitarbeiter dazu beitragen, dieses erst zu erzeugen. Die Angebote der Hochschulen – an der Ruhr-Universität zum Beispiel die einzigartigen Kunstsammlungen und ein bedeutender Botanischer Garten – erhöhen den kulturellen und den Freizeitwert der Hochschulstadt signifikant.

»Nicht
sich selbst
genug sein«



PETRA ROTH Hochschulen – Städte – Studentenwerke, das bedeutet: vielfältige Möglichkeiten zur gegenseitigen Bereicherung und Kooperation. Aber werden diese auch tatsächlich genutzt? Ein Gespräch mit der Präsidentin des Deutschen Städtetags und Oberbürgermeisterin von Frankfurt am Main über Chancen, Risiken und Nebenwirkungen.

DSW-Journal: Viele Städte schrumpfen, viele veröden, manche verlieren dramatisch an Wirtschaftskraft – können Hochschulen und Studentenwerke eine Stadt wirklich voranbringen? Überall in Deutschland, oder gibt es regionale Unterschiede?

Petra Roth: Auch wenn es in den Städten teilweise erhebliche Schwierigkeiten gibt – Ihre allgemeine Aussage, dass viele Städte veröden oder dramatisch an Wirtschaftskraft verlieren, kann ich in dieser Form nicht teilen. Die demografische Entwicklung ist sicher eine Herausforderung, sie ist aber durchaus auch eine Chance für einen zukunftsgerichteten Umbau der Städte. Unabhängig davon: Überall in Deutschland bestehen durch die Universitäten und die mit ihnen verbundenen Studentenwerke große Potenziale zur Weiterentwicklung der Hochschulstädte. Dieses gilt auch für Städte mit Fehlentwicklungen; hier können Universitäten und Fachhochschulen dazu beitragen, diese Entwicklungen zu korrigieren. Andererseits tragen alle Einrichtungen des Bildungssektors dazu bei, die Wirtschaftskraft unserer Kommunen zu stabilisieren und positive Entwicklungen zu begleiten. Unabhängig von immer vorhandenen regionalen Unterschieden gilt dieses generell für alle Städte.

Täuscht unser Eindruck, dass die Städte zum Teil gar nicht wissen, welchen Schatz sie mit ihren Hochschulen, Studentenwerken und Studierenden haben?

Dieser Eindruck täuscht in der Tat. Noch vor zehn oder 15 Jahren mag dieses anders gewesen sein: Die ganz überwiegende Zahl der Städte mit Hochschuleinrichtungen ist sich heute dieser Tatsache sehr wohl bewusst. Genauso wie wir wissen, dass ohne die örtliche Wirtschaft und das örtliche Handwerk eine Stadt nicht prosperieren kann, ist

uns klar, welche Vorteile und Chancen die Hochschulen mit ihren Einrichtungen für die Stadtentwicklung, die wirtschaftlichen Perspektiven, den Arbeits- und Wohnungsmarkt sowie das kulturelle und sportliche Leben einer Kommune bieten.

Viele Städte vermarkten sich als Universitäts- oder Hochschulstadt – das ist leichter gesagt als mit Leben gefüllt...

Deswegen ist es Aufgabe aller Beteiligten, dieses als ständige Aufgabe zu

»Überall in Deutschland bestehen durch die Universitäten und die mit ihnen verbundenen Studentenwerke große Potenziale zur Weiterentwicklung der Hochschulstädte«

sehen und in den Bemühungen nicht nachzulassen, Verbesserungen zu erreichen. Dieses wird sicherlich in unterschiedlicher Weise geschehen müssen: Millionenstädte wie Berlin, Hamburg, München oder Köln werden andere Schwerpunkte setzen als kleinere Städte; ehrwürdige Universitätsstädte mit jahrhundertalter Tradition haben andere Mechanismen als Neugründungen.

Wie können Städte das Zusammenwirken mit ihren Hochschulen und Studentenwerken aus Ihrer Sicht noch verbessern?

Ich sehe hier drei Felder: In der Bürgerschaft muss der Begriff »Hoch-

schulstadt« noch intensiver verankert werden. Es darf keine Selbstverständlichkeit sein, sondern es sollte eine Stadt mit Stolz erfüllen, diesen Begriff auch zu leben. Weiter können wir in den Räten und Verwaltungen noch stärker das Bewusstsein schärfen, welcher Schatz, wie Sie es nannten, in den Stadtmauern vorhanden ist. Und drittens sollten wir bei allen unseren Partnern in der Kommune, der Wirtschaft, den Kammern, den Sozialverbänden, der Kultur, dem Sport und vor allem auch den anderen Bildungsträgern dafür werben, die vielfältigen Chancen zur gegenseitigen Bereicherung und Kooperation zu nutzen. Aus unserer Sicht kann die gemeinsame Konferenz des Deutschen Städtetags, des Deutschen Studentenwerks und der Hochschulrektorenkonferenz am 7./8. Dezember 2010 in Jena hierbei vielfältige Unterstützung bieten.

Welchen aktiven Beitrag wünschen Sie sich von Hochschulen und Studentenwerken?

Da gilt dasselbe wie für die Städte: Nicht sich selbst genug sein, sondern nach außen blicken und sich aktiv in die Stadt und ihre Fragestellungen, aber auch in ihre Probleme einbringen. An dieser und jener Stelle vergessen Universitäten mit ihrem vielfältigen Innenleben, wo sie regional und lokal aufgestellt sind. Wo dieses »Insleben« noch existiert, da ist sicherlich auch noch Verbesserungsbedarf vorhanden.

Vervollständigen Sie bitte diesen Satz: Studierende tun einer Stadt gut, weil...

... sie mit ihrer Jugend, ihren Ideen und ihren kreativen Produkten frischen Wind in die Stadt bringen. ■

Mittendrin!

STADTLIBEN Studentenstädte sind jünger, dynamischer, interessanter – und es ist mehr los. Die Studentenwerke sind immer dabei. Eine kleine Deutschlandreise.

—Beginnen wir mit den Klischees – und bedienen sie: Aachen ist in Studentenkreisen gemeinhin die Stadt der Ingenieure, von Männern deutlich dominiert. Der Gegensatz dazu: die Dolmetscherinnen- und Übersetzerinnen-Stadt Hildesheim. Zwei Beispiele für Hochschulstädte, geprägt von Studentinnen, Studenten, Hochschulen, Fachbereichen. Freiburg und Heidelberg gelten auch in amerikanischen Reiseführern als Studentenstädte. Sie wären ohne ihre Studierenden gar nicht zu denken. Doch es sind nicht die Studierenden alleine, die das Stadtbild prägen. Die Studentenwerke mischen kräftig mit.

Freiburg Diese Stadt ist eine Hochburg kultureller Highlights für Studierende. Ein Großteil wird vom Studentenwerk organisiert: das internationale Festival der Kulturen, mitten auf dem Campus der Universität; das gemeinsame, sonntägliche Tatort-Gucken mit Suppe in der Mensa Rempartstraße, zu dem mehrere Hundert Studierende kommen; die studentische Musical-Truppe »Mondo«; Konzerte mit und für Studierende in der MensaBar des Studentenwerks.

Heidelberg Eines der ältesten noch erhaltenen Gebäude in Heidelberg ist der Marstall – und er beherbergt die zeughaus-Mensa des Studentenwerks, von den Studierenden in diesem Jahr zur »Mensa des Jahres« gewählt. Täglich werden in dem von Kurfürst Ludwig V. Anfang des 16. Jahrhunderts errichteten Bau bis zu 2 500 Essen für Studierende, Hochschulmitarbeiter und Gäste zubereitet. Der Marstall ist wunderbar gelegen, er ist beliebt in der ganzen Stadt. Man isst gut, man kann bei einem Latte Macchiato in der Sonne sitzen

und frisch gebackenen Kuchen essen – alles serviert vom Studentenwerk.

München Die bayerische Metropole ist ein teures Pflaster, erst recht für Studentinnen und Studenten. Und München ist eine Stadt der teuren Hochkultur. Das Studentenwerk München hält dagegen: mit bezahlbarem, hochschulnahem Wohnraum, preisgünstigen Mensaeßen – und mit Kulturveranstaltungen für kleine Geldbeutel. In der Olympiastadt leben Studierende in kleinen Bungalows, die

»Es sind nicht die Studierenden alleine, die das Stadtbild prägen. Die Studentenwerke mischen kräftig mit«

sie selbst gestalten dürfen. Eigeninitiative und Kreativität sind gefragt. Beim StuStaCulum, dem dreitägigen Musik- und Theater-Fest in der Studentenstadt Freimann, stemmt das Studentenwerk mit den Studierenden zusammen ein gigantisches Event mit regelmäßig 20 000 Besuchern. Das Musik- und Kabarettfestival ist mittlerweile zu einer Konstanten in der Region geworden. Jüngstes Kulturformat des Studentenwerks München: »Cultureclubbing«. In regelmäßigen Abständen bespielen internationale Studierende einen Münchner Club mit ihrer Kultur – danach gibt's Party.

Cottbus Szenenwechsel: Cottbus in der Lausitz. Diese Hochschulstadt ist nicht nur bekannt durch ihren Fußballclub Ener-

gie Cottbus, sondern auch durch ihr immer prominenter werdendes studentisches Kabarett-Festival »Ei(n)fälle«, organisiert vom Studentenwerk Frankfurt (Oder). Letzteres betreut auch die Brandenburgische Technische Universität Cottbus. Immer wieder im Januar, nunmehr zum 16. Mal, findet das fünftägige Festival mit kabarettistischen Nachwuchskräften aus ganz Deutschland statt. Die Eröffnungsgala im Staatstheater Cottbus ist innerhalb weniger Stunden ausverkauft. Das Studentenwerk Frankfurt (Oder) profiliert sich als Kulturanbieter in der Stadt. Und die politische Stadtprominenz weiß das zu schätzen.

Freiberg Freiberg – nicht zu verwechseln mit Freiburg! – ist eine kleine Hochschulstadt im sächsischen Hochland mit gerade einmal 5100 Studierenden an der berühmten Technischen Universität Bergakademie Freiberg. Diese Stadt ist die Hochschule und ihre Studierenden. Dass Studierende herzlich willkommen sind, darum kümmert sich das Studentenwerk Freiberg selbstredend. Mit dem Ziel, das »diploma fribergensis« nach dem ersten Semester zu erhalten, lernen die Studierenden die Stadt und ihre Bürger sehr konkret kennen. 12 Aufgaben, die die neue Heimatstadt betreffen, müssen gelöst werden. Und die Ehrung gibt es dann vom Oberbürgermeister persönlich. Das Schöne: Alle machen mit, ob der Bäcker von nebenan oder die Mitarbeiter des Stadttheaters.



1



2



3



4



5

Studentenwerke setzen Akzente

- 1 Die Eröffnungsgala des Studentenkabarets »Ei(n)fälle« findet im Staatstheater Cottbus statt
- 2 Das Bahnhofsviertel in Frankfurt wird attraktiver: Das Studentenwerk Frankfurt am Main baut das ehemalige Polizeirevier 4 zu einem Studentenwohnheim um
- 3 Die Engelsburg in Erfurt aus dem Jahr 1125 ist heute ein Studentenzentrum mit vielen Service- und Kulturangeboten
- 4 Mittendrin: Am Standort Rochusberg betreibt das Studierendenwerk Mainz eine Cafeteria mit spektakulärem Ausblick ins Weltkulturerbe Mittelrheintal
- 5 Die universitätsnahe Wohnanlage des Studentenwerks Oldenburg wurde 1992 mit dem Oldenburger Stadtbildpreis ausgezeichnet

Fotos: Birgit Dworak, Studentenwerk Frankfurt am Main (Montage), Hans P. Szyszka, Ralf Rademacher/Studierendenwerk Mainz, Studentenwerk Oldenburg

Frankfurt am Main Ob im kleinsten Wohnheim Deutschlands, in Osnabrück, oder im Niedrigenergie-Wohnheim an der Wupper, ob im denkmalgeschützten Haus in Halle oder exquisit mit Seeblick in Münster – Studierende haben heute – je nach Geldbeutel und Bedürfnissen – die Möglichkeit, sehr unterschiedlich zu wohnen. Um preiswerten Wohnraum für Studierende zu schaffen, lassen sich die Studentenwerke immer wieder etwas Neues einfallen: In Frankfurt am Main wird derzeit zum Beispiel das ehemalige Polizeirevier 4 in ein Studierendenwohnheim mit Appartements umgebaut. Die Stadt Frankfurt gewährte dem Studentenwerk dafür Wohnungsbaumittel als zinsgünstiges Darlehen und verfolgt ein konkretes Ziel: Das Frankfurter Bahnhofsviertel, auch bekannt als Rotlichtviertel, soll attraktiver werden. Mit den Studierenden wird sich die Mieterstruktur in dieser zentralen Gegend in jedem Fall verändern. Und den Studierenden ist auch geholfen, denn Wohnraum ist in der Mainmetropole knapp.

Oldenburg Das bundesweit einmalige Konzept des Ökologie Centrums Oldenburg (ÖCO) mit Geburtshaus, Apotheke, Bio-Frischmarkt, Naturtextilien sowie mit Abteilungen der Universität, Präsidentenbüro und Studentenwohnungen, ist gelebte Leitidee des Studentenwerks Oldenburg. Auch in den Mensen und Cafeterien ist Ökologie selbstverständlich. Und das seit über 20 Jahren, lange vor dem Bio-Boom. In den gastronomischen Einrichtungen des Studentenwerks in Oldenburg, Emden und Wilhelmshaven bekommen die Gäste Gerichte mit Produkten aus ökologischem Anbau und vorwiegend aus Betrieben der Region. Der Fisch wird aus nachhaltiger Fischerei beziehungsweise aus Öko-Aquakulturen bezogen, Fleisch ausschließlich aus artgerechter Tierhaltung. Mehrweggeschirr, Recycling und die Verwendung von umweltschonenden Reinigungsmitteln sind selbstverständlich. Eine Hochschulgastronomie mit Vorbildcharakter, die auch in die Städte ausstrahlt: gesund, ökologisch, umweltbewusst – und lecker. *sg/ml*

Barrieren überwinden

AUSLANDSSTUDIUM Im Bologna-Prozess sind viele Hochschulen noch nicht ausreichend auf behinderte Studierende vorbereitet. Janine Mohr hat es allen Schwierigkeiten zum Trotz dennoch geschafft.

VON BRITTA MERSCH

—Für Janine Mohr startet das neue Wintersemester nicht wie jedes andere: Die 22-jährige Studentin muss ihre Koffer packen und sich noch einmal von Ärzten durchchecken lassen. Denn sie verbringt die kommenden Monate nicht an der Fachhochschule Köln, sondern als Praktikantin in einer Sprachschule im spanischen Valencia. Ein Aufenthalt, der im Rahmen ihres Studiums der mehrsprachigen Kommunikation vorgesehen ist: »Ich freue mich sehr, dass alles geklappt hat«, sagt Janine.

Denn für sie ist es nicht selbstverständlich, ein paar Monate im Ausland zu verbringen. Janine Mohr leidet unter einer Tetraspastik. Das heißt: Sie sitzt im Rollstuhl, kann ihre Beine und ihren Rücken gar nicht, ihre Arme nur eingeschränkt bewegen. Und ist deshalb auf die Hilfe fremder Menschen angewiesen, 24 Stunden am Tag: »Ich habe Assistenten, die mich den ganzen Tag begleiten«, sagt Janine Mohr. Sie sind da, wenn Janine morgens aufwacht, begleiten sie ins Bad, zur Universität – überall hin. Und sie fahren mit der Studentin auch nach Spanien: »Ohne Hilfe von anderen würde es nicht gehen«.

Für ihren Aufenthalt im Ausland musste die Studentin deshalb viel mehr organisieren als ihre Kommilitonen. Würde sie einen Praktikumsplatz finden, der für sie geeignet ist? Und wie sieht es mit einer Wohnung aus? Ist die behindertengerecht ausgestattet und lässt genug Raum für sie und ihre Assistenten, die zwar den ganzen Tag miteinander verbringen, aber soviel Intimsphäre benötigen

wie nur möglich? Und: Würden die deutschen Ämter die Kosten dafür übernehmen? Denn: »Ein Assistenzsystem wie das in Deutschland kennen die spanischen Behörden nicht«, bedauert Janine.

Schon die Suche nach einem geeigneten Praktikumsplatz wurde zur Zitterpartie. Angeschrieben hat sie insgesamt 200 Sprachschulen und alle spanischen Partner-Hochschulen der Fachhochschule Köln – mit der Frage, ob die Einrichtungen überhaupt behindertengerecht sind. Mit der Antwort ließen sich die Hochschulen Zeit, von vielen hat sie nie etwas gehört. »Eine niederschmetternde Erfahrung«, erinnert sich Janine Mohr an die Monate der Vorbereitung. Von allen angeschriebenen Universitäten hat nur eine einzige geantwortet. Mit dem Hinweis, dass sie nicht behindertengerecht ausgestattet sei. Es sah also nicht gut aus. Ob es mit dem Aufenthalt in Spanien überhaupt klappen würde? →

»Wir möchten ein Netzwerk zwischen dem Kölner Hochschulraum und den ERASMUS-Ländern ins Leben rufen, mit dem Informationen leichter zugänglich werden«

Foto: Eric Lichtenscheidt



→ Doch dann kam die Wendung: Die Sprachschulen zeigten sich kooperativer, an einer in Valencia hat sie einen Praktikumsplatz gefunden. Janine Mohr war erleichtert – auch wenn die Arbeit für sie nun erst richtig begann. Denn die komplette Organisation des Auslandsaufenthalts musste sie alleine stemmen. Etwa, was ihre Assistenzen betrifft: Da es das System in Spanien nicht gibt, muss sie ihre deutschen Assistentinnen mitnehmen. Doch wie lange könnten die bleiben? Eine Woche? Einen Monat? Und wer würde die Kosten tragen? Janine Mohr wusste: Lange Verhandlungen mit den Leistungsträgern stehen an, doch sie war zuversichtlich. »Das Praktikum ist nun einmal Teil des Studiums, alle anderen gehen auch«. Offenbar konnte sie überzeugen: Die Träger werden die Kosten übernehmen.

Auch die Finanzierung des Alltags stand auf der Kippe. Die Frage, ob sie ein Stipendium bekommen würde, war lange nicht geklärt. Anträge verschwanden, wurden wiedergefunden. Für die Studentin wechselten sich Hiobsbotschaften und wochenlanges Warten ab. Bis die gute Nachricht kam: Die Finanzierung durch den Deutschen Akademischen Austauschdienst und ein Stipendium der Fachhochschule Köln sind nun sicher. Also kann es losgehen, zum Praktikum nach Spanien.

Janine Mohr arbeitet seit vielen Jahren daran, ein Leben zu führen, das trotz ihrer Behinderung so normal wie möglich verläuft – obwohl das nicht immer einfach ist. Schon in der Schule hatte sie ständig einen Zivildienstleistenden an ihrer Seite. Weil sie nicht selbst schreiben kann, musste sie ihm die Hausaufgaben diktieren – und er war auch zur Stelle, wenn sie Klausuren oder Tests geschrieben hat. Obwohl sie von der fünften bis zur



Ruth Schamlott vom Kölner Studentenwerk mit Janine Mohr bei der Recherche.

zehnten Klasse auf einer integrierten Gesamtschule war und ihr Abitur an einer Schule für körperbehinderte Menschen gemacht hat, kann sie sich an unschöne Szenen erinnern: »Wenn ich gute Noten hatte, haben mir manche Schüler vorgeworfen, dass ich die Klausur gar nicht selbst geschrieben habe«. Sie sei froh, dass die Zeit der »pubertierenden Teenager« vorbei ist.

Aber auch als Studentin läuft längst nicht alles reibungslos. Denn für behinderte Studierende gebe es in vielen Studiengängen keine Fahrpläne, die auf ihre Bedürfnisse abgestimmt sind. Weil sie keine Klausuren schreiben kann, muss sie mit jedem Dozenten einzeln abstimmen, dass sie ein Referat hält oder eine mündliche Prüfung durchführt: »Ich kann immer nur hoffen, dass sich der Dozent darauf einlässt«, so Janine Mohr, »denn es bedeutet für ihn ja auch deutlich mehr Aufwand«.

Dass sie ein Studium aufnehmen möchte, war für sie immer selbstverständlich. Und sie erklärt trocken: »Natürlich wäre es einfacher, in ein Heim zu gehen, aber das sehe ich einfach nicht ein«. Zu sagen, ich sitze im Rollstuhl, das gibt es für sie nicht: »Ich möchte ein Leben führen wie alle anderen auch«. Sie geht arbeiten, so, wie es andere auch tun. Sie verabredet sich abends zum Stammtisch, so, wie es andere auch tun. Und sie geht eben auch ins Ausland, wie andere Studierende auch.

Foto: Eric Lichtenscheidt



Der Weg zur Hochschule ist organisiert, aber an den Stufen im Hörsaal geht es nicht weiter.

An ihrer Fachhochschule, sagt sie, kenne Janine Mohr nur eine andere behinderte Studentin, die ebenfalls ins Ausland gegangen ist. Vieles ist zwar im Bologna-Prozess gere-

»Ohne Hilfe von anderen würde es nicht gehen«

gelt: dass die neuen Studiengänge Bachelor und Master heißen und neuerdings ECTS-Punkte vergeben werden – Hilfestellungen für behinderte Studierende sind da allerdings nicht formuliert. Erst recht nicht, wie es gelingen kann, dass auch sie eine Zeit im Ausland verbringen. »Im Prinzip ist man auf sich selbst angewiesen«, ist die Erfahrung von Janine Mohr.

Das betrifft aber nicht nur die Organisation eines Auslandsaufenthalts – sondern auch das tägliche Studierendenleben, in dem der Studentin immer wieder Steine in den

Fotos: Eric Lichtenscheidt; privat (Autorin)



Weg gelegt werden. Etwa im Seminar: Auf den ersten Blick sehen die Hörsäle schön geräumig aus, viele wirken hell und freundlich. Allerdings: Ein Platz für einen Rollstuhl ist nicht vorgesehen. »Meistens stehe ich vorne vor den Reihen, direkt vor dem Pult des Dozenten«, kommentiert Janine Mohr. Sie schaut also die ganze Zeit zum Dozenten auf, noch etwas höher zur Leinwand: »Da wird der Nacken ganz schön strapaziert«.

Die Liste ist lang, wenn Janine Mohr über die Missstände spricht: Warum hat der Behindertenbeauftragte der Fachhochschule nur eine halbe Stelle? Wieso sind das nicht Menschen, die auch behindert sind? Die können sich doch viel besser einfühlen. Und warum kommen behinderte Menschen in den Vorgaben, die zum Beispiel der Bologna-Prozess macht, bei dem die Studierenden mehr Zeit im Ausland verbringen sollen, so gut wie gar nicht vor?

Wer denkt, Janine Mohr jammert, liegt falsch. Sie beschreibt einfach nur ihren Alltag, die Hürden, die sie

überwinden muss – und fordert ein, dass sich Professoren, Bildungspolitiker und Studienreformer in ihre Situation hineindenken. Auch wenn das manchmal mit einem größeren Aufwand für alle Beteiligten verbunden ist.

Beim Kölner Studentenwerk hat sie gemeinsam mit Ruth Schamlott, der Leiterin des Referats Kultur und Internationales, ein Projekt ins Leben gerufen, das anderen behinderten Studierenden den Weg ins Ausland erleichtern soll. »Wir möchten ein Netzwerk zwischen dem Kölner Hochschulraum und den ERASMUS-Ländern ins Leben rufen, mit dem Informationen leichter zugänglich werden«, beschreibt Janine Mohr. Die Studierenden sollen Informationen bekommen, ob zum Beispiel ihre Wunsch-Hochschule in Spanien behindertengerecht ist, ob es Aufzüge gibt, ob man mit dem Rollstuhl in die Mensa kommt. Dafür nehmen Erasmus-Studierende Fragebögen mit in andere Länder, die sie von Hochschulvertretern ausfüllen lassen. Janine Mohr: »Es kann doch nicht sein, dass Studierende auf einen Auslandsaufenthalt verzichten, nur weil sie behindert sind«. Dass das nicht sein muss, zeigt ihre eigene Geschichte. ■

KOMPAKT DER WEG INS AUSLAND FÜR STUDIERENDE MIT BEHINDERUNG

- www.european-agency.org
- Informationen über die Zugänglichkeit des Hochschulstudiums für Studierende mit Behinderung; mit länderspezifischen Gegebenheiten
- www.eu.daad.de
- Sonderfördermittel des DAAD für Studierende im ERASMUS-Programm
- www.studentenwerke.de/behinderung
- Informationen der Informations- und Beratungsstelle Studium und Behinderung des Deutschen Studentenwerks, Stichwort: Studium im Ausland. Themen: Ansprechpartner, Finanzierungsmöglichkeiten, Erfahrungsberichte etc.
- www.kstw.de → Kultur und Internationales → Auslandssemester mit Behinderung
- Neues Portal des Kölner Studentenwerks. Informationen für behinderte Studierende zur Organisation ihres Auslandsaufenthalts sowie Erfahrungsberichte

DIE AUTORIN

Britta Mersch

35, lebt in Köln. Sie arbeitet als freie Bildungsjournalistin, Buchautorin und Moderatorin



»Werkzeugkoffer« für Chancengleichheit

ERSTE HILFE FÜR STUDIENANFÄNGER In Potsdam sorgen studentische Tutoren für Orientierung. Ein Crashkurs macht sie nun auch zu Lotsen für Studierende mit Handicap.

Der erste Tag an der Hochschule: Hunderte von neuen Gesichtern, Stundenpläne, Prüfungsordnung, Hörsäle, Seminarräume, Bibliotheken, Rechenzentrum sowie Schwarze Bretter. Damit das Chaos im Kopf nicht zu groß wird, bieten studentische Tutoren der Universität Potsdam Studienanfängern ihre Begleitung während der ersten Wochen an. Sie informieren über Studienablauf, Stundenplangestaltung und Ansprechpartner. Und neuerdings auch über den Studienalltag mit Behinderung. Denn die wenigsten Studierenden wissen, welche besonderen Hürden

es für behinderte Studierende gibt, was für Unterstützungsangebote die Hochschule anbietet, wo qualifizierte Ansprechpartner zu finden sind und was sie selber tun können.

Deshalb hat Irma Bürger, Studienberaterin und Behindertenbeauftragte der Universität Potsdam, in den vergangenen drei Jahren gemeinsam mit Studierenden und unterstützt durch das Deutsche Studentenwerk ein 90-minütiges Modul für die Erstsemester-Tutorenausbildung entwickelt, das unter dem Motto »Eine Uni für Alle« das Thema Studium und Behinderung aufgreift. Die Idee dahinter: Schafft man es, die jährlich rund 60 Erstsemester-Tutoren gezielt für die Situation behinderter Studierender zu sensibilisieren, tragen diese das Thema in ihren Tutorien an alle Studienanfänger heran, Werbung für mehr Chancengleichheit inklusive.

Das Modul für die Erstsemester-Tutorenausbildung entwickelt, das unter dem Motto »Eine Uni für Alle« das Thema Studium und Behinderung aufgreift. Die Idee dahinter: Schafft man es, die jährlich rund 60 Erstsemester-Tutoren gezielt für die Situation behinderter Studierender zu sensibilisieren, tragen diese das Thema in ihren Tutorien an alle Studienanfänger heran, Werbung für mehr Chancengleichheit inklusive.

Eine Schlüsselrolle im Ausbildungsmodul übernehmen die Experten und Expertinnen mit Behinderung und chronischer Krankheit. Eine von ihnen ist Antje Samoray. Sie studiert Erziehungswissenschaften und Germanistik an der Universität Potsdam und ist sehbehindert. Wenn sie von ihrem Studienalltag berichtet, sind die Hemmschwellen schnell überwunden. Es gibt viele Fragen zu beantworten. Die Wenigsten wissen, dass immerhin jeder 12. Studierende eine Behinderung hat, die oft auf den ersten Blick nicht erkennbar ist. Viele angehende Tutoren erfahren erst hier, wie sehr AIDS, Rheuma, Krebserkrankungen, Asthma, Legasthenie oder andere chronische und nicht sichtbare Krankheiten das Studium einschränken können. Und wie sehr die Angst vor Stigmatisierung einzelne Studierende davon abhält, sich Rat und Unterstützung zu holen. Am Ende sind nicht nur Vorurteile abgebaut, die Studierenden wissen

nun auch besser, wie sie selbst behinderte Kommilitonen unterstützen können beziehungsweise wo es passgenaue Beratung und Hilfe gibt.

»Die Wenigsten wissen, dass immerhin jeder 12. Studierende eine Behinderung hat, die oft auf den ersten Blick nicht erkennbar ist«

Ganz nebenbei ist damit ein wichtiger Schritt getan, die Idee von Inklusion im Hochschulalltag besser zu verankern. Wie sich gezeigt hat, bringen die Studierenden das Thema in ihre Fachbereiche ein und fordern offensiv

die Unterstützung von Professoren, Dozenten und Mitarbeitern der Prüfungsämter für die behinderten Kommilitonen ein. Oft geht es dabei um vermeintliche Kleinigkeiten: So sind Blinde oder Sehbehinderte zum Beispiel darauf angewiesen, dass projizierte Grafiken sprachlich erläutert werden. Keine große Sache eigentlich. Aber wer denkt von sich aus daran?

Weil das Tutorenmodell in Potsdam so gut funktioniert, haben Irma Bürger und Christoph Beier einen Leitfaden zur Adaption und Umsetzung des Projekts der Universität Potsdam an anderen Hochschulen erarbeitet – für Studierendenprojekte wie in Potsdam oder aber für andere Hochschulgruppen. Dieser »Werkzeugkoffer« versammelt alles Wissenswerte: Materialien zur Entstehungsgeschichte, Ablaufpläne, inhaltliche Handouts, Literaturliste und didaktische Vorschläge. Kopieren ausdrücklich erwünscht! ■

→ www.studentenwerke.de/pdf/Tutorenprogramm.pdf



DIE AUTORIN

Natalie Kreis

42, arbeitet als freie Autorin in Berlin

Drei Fragen an Hubert Hüppe

Beauftragter der Bundesregierung für die Belange behinderter Menschen. Innerhalb der Bundesregierung nimmt er Einfluss auf politische Entscheidungen und begleitet die Gesetzgebung.



»Auch Menschen mit Behinderung sind für die Volkswirtschaft ein wichtiger Bestandteil«

DSW-Journal: Wie beurteilen Sie die Situation der Studierenden mit Behinderung an den deutschen Hochschulen?

Hubert Hüppe: Es ist nicht einfacher geworden durch den Bologna-Prozess, durch Bachelor und Master und die

erweiterte Freiheit der Hochschulen. Aber es gibt die Empfehlung der Hochschulrektorenkonferenz „Eine Hochschule für Alle“. Und das heißt konkret: Barrieren sollen abgebaut werden und Menschen mit Behinderungen sollen gleichberechtigt an der Hochschulbildung teilhaben können.

Was muss sich konkret ändern, damit junge Menschen mit Behinderungen mit gleichen Chancen studieren können? Wer muss handeln?

Erstens: die Finanzierung der behinderungsbedingten Mehrbedarfe im Studium. Bedauerlicherweise kommt es bei der Bewilligung von Leistungen immer wieder zu Fristüberschreitungen. Die sind gegen das Gesetz und da muss möglicherweise noch einmal mit den

Aufsichtsbehörden gesprochen werden. Und wer die Voraussetzungen für ein Masterstudium erfüllt, soll selbstverständlich auch die dafür notwendigen Hilfen finanziert bekommen. Wir können auf die Menschen nicht verzichten, die in der Lage sind, als Arbeitnehmer oder als Unternehmer ihren Weg zu gehen. Auch Menschen mit Behinderung sind für die Volkswirtschaft ein wichtiger Bestandteil. Es darf nicht sein, dass durch eingeschränktes Kassendenken der zuständigen Leistungsbehörden ein Studium verhindert wird.

Zweitens: Barrierefreiheit. Das fängt mit der baulichen Barrierefreiheit an, betrifft aber auch die Studiengestaltung. Behinderungs- oder krankheitsbedingt notwendige Ausnahmen von den Regeln müssen für behinderte und

chronisch kranke Studierende möglich sein. Hier geht es nicht um Bevorteilung, sondern um Nachteilsausgleich, damit Studierende mit Behinderung die gleichen Chancen haben.

Drittens: Ein Auslandssemester muss möglich sein – für Studium und Praktika. Das heißt, all das, was ein Studierender ohne Behinderung als wichtig ansieht und durchführt, um hinterher im Wirtschaftsleben seine Stellung zu behaupten, muss auch für behinderte Studierende möglich sein.

Welchen Beitrag leistet die UN-Behindertenrechtskonvention zur Sicherung von Chancengleichheit und Teilhabe für Studierende mit Behinderung?

Es geht um Chancengerechtigkeit. Und da leistet die UN-Behindertenrechts-

konvention viel, zum Beispiel in Artikel 24, der die so genannte Inklusion vorschreibt. Und da steht schwarz auf weiß, dass auch in der Hochschule keine Benachteiligung stattfinden darf, und dass Nachteile ausgeglichen werden müssen. Ein Mensch mit Behinderung hat ein Recht auf lebenslanges Lernen, also auch auf ein Masterstudium. Jetzt geht es an die Umsetzung. Bis Ende des Jahres 2010 erarbeitet das Bundesministerium für Arbeit und Soziales einen Aktionsplan – und im März 2011 wird er hoffentlich im Kabinett beschlossen. Ich habe erreicht, dass Menschen mit Behinderungen so umfassend beim Aktionsplan und bei der späteren Umsetzung beteiligt werden, wie noch bei keinem politischen Projekt zuvor. Denn die behinderten Menschen wissen am besten, was sie brauchen, wo die Probleme liegen – und oft kennen sie auch die Lösungen. Ich kämpfe dafür, dass sie bei allen Entscheidungen beteiligt werden, die sie direkt oder indirekt betreffen. ■



Wege wagen

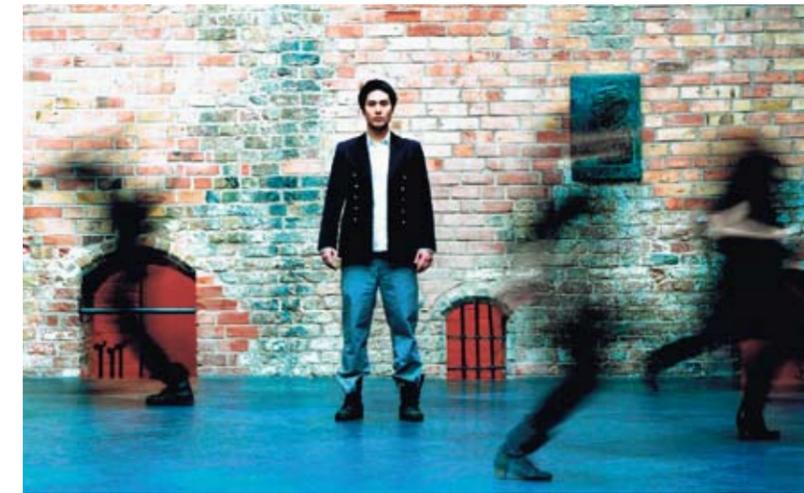
FOTOWETTBEWERB Das Studium ist ein Weg, der jedes Semester aufs Neue gewagt wird.

Wie – das zeigen Studierende beim Fotowettbewerb der neun ostdeutschen Studentenwerke.

—Himmelsflug: Einfach loslassen und davon-schweben! Das wär's doch, findet Michal Grajkowski. Ein kleines Wagnis, um aufregendes Neuland zu gewinnen. Für Michal Grajkowski jedenfalls war es am Ende ein großer Gewinn. Für seine Fotoarbeit »just fly away« erhielt der Berliner Student prompt den Preis für das innovativste Bild beim Wettbewerb »Wege wagen«. Mit sieben anderen Preisträgern durfte er sich die insgesamt 2000 Euro Preisgelder und Foto-



Mathias Hopp: »Durch die Wüste«, Technische Universität Berlin.



Moritz Darmstadt: »Wege gehen«, Hochschule für Musik und Theater Rostock.



Sonny Mumbunan: »Ich gehe«, Universität Leipzig.



Florian Schneider: »Kompromissweg: Vertrauen - Verlangen«, Technische Universität Dresden.

Michal Grajkowski, Beuth Hochschule für Technik Berlin, wurde mit »just fly away« für das innovativste Bild ausgezeichnet.

sachpreise teilen. Initiiert hatten den Fotowettbewerb die neun ostdeutschen Studentenwerke. Bereits zum zweiten Mal baten sie ihre Studierenden um Fotobeiträge, dieses Mal zum Motto »Wege wagen«.

197 Studierende wagten sich, und die Wettbewerbsjury konnte schließlich aus über 550 Einsendungen die besten Motive wählen: schwarz/weiß oder Farbe, verspielt oder schrill, inszeniert oder Schnappschuss. Für viele Stu-

dierende bedeutet »Wege wagen«, über den eigenen Schatten zu springen, den Schritt ins Unbekannte zu tun. So hielt Sonny Mumbunan aus Leipzig mit der Kamera ein kleines Kind fest, das sich – noch zögernd zurückblickend – von der Mutter entfernt. Mathias Hopp, Studierender der Technischen Universität Berlin, sieht in »Wege wagen« eher eine Karawane auf ihrem langen, entbehrungsreichen Weg durch die Wüste. Angesichts so vieler Ideen

und kreativer Vielfalt unter den Studierenden soll der Fotowettbewerb der Studentenwerke in zwei Jahren fortgesetzt werden. Erst einmal gehen nun die besten 50 Fotos auf Tour durch die Studentenwerke. Bis Mitte Dezember 2010 ist »Wege wagen« im Studentenwerk Berlin zu sehen, anschließend in Rostock. *avw*

→ www.fotowettbewerb-studentenwerke.de

Legales Hirndoping



BRAINFOOD I Unsere Nahrungsaufnahme beeinflusst unsere körperliche und geistige Leistungsfähigkeit. Eine gute Nährstoffversorgung trägt viel zu einer guten Form bei. Kann man gezielt noch mehr erreichen und gibt es legales Hirndoping?

VON JESSICA FISCHER

Um optimal zu funktionieren, brauchen Körper und Geist eine abwechslungsreiche und ausgewogene Ernährung mit den üblichen Verdächtigen: Obst, Gemüse, Vollkornprodukte, mageres Fleisch, Fisch und ausreichend Flüssigkeit.

Mittlerweile ist dazu ein eigenes Forschungsgebiet entstanden: »Nutritional Neuroscience« – die ernährungsbezogene Hirnforschung. Der Neurowissenschaftler Fernando Gómez-Pinilla von der Universität Kalifornien in Los Angeles beschäftigt sich seit Jahren mit der Frage, ob und wie Ernährung die Leistungsfähigkeit des Gehirns beeinflusst. Er fasst die Ergebnisse aus 160 Studien zu dem Thema so zusammen: »Nahrung wirkt wie ein pharmazeutisches Präparat auf das Gehirn«. Seiner Meinung nach

kann jeder Mensch seine Gehirnfunktionen optimieren, und das relativ einfach.

Das menschliche Gehirn besteht zu etwa 60 Prozent aus Fett und zu etwa 40 Prozent aus Eiweiß. Es enthält etwa 100 Milliarden

»Nahrung wirkt wie ein pharmazeutisches Präparat auf das Gehirn«

Nervenzellen. Im Durchschnitt wiegt das Gehirn einer erwachsenen Frau 1245 Gramm, das eines erwachsenen Mannes 1375 Gramm. Der Anteil am Grundenergieumsatz beträgt 25 Prozent. Im Gegensatz zu anderen Orga-

nen kann das Gehirn keine Energiereserven bilden. Und anders als andere Körperzellen erneuern sich Gehirnzellen nicht, da sonst die gespeicherten Inhalte verloren gingen. Es bedarf also einer ständigen Zufuhr von Energie, Sauerstoff und Flüssigkeit.

Für seine Denkarbeit braucht das Gehirn Energie in Form von Glukose (Traubenzucker). Ein stabiler Blutzuckerspiegel ist dafür Voraussetzung. Das bedeutet aber nicht, dass Kopfarbeiter ständig den kleinen Einfachzucker in Form von Traubenzuckerbonbons nachschieben sollen, sondern dass sie kohlenhydrathaltige

Lebensmittel wählen sollten, die langsam abgebaut werden. Sie heben den Blutzuckerspiegel weniger rasch und halten ihn länger konstant. Vollkornprodukte, Hülsenfrüchte und Gemüse sind hierfür Paradebeispiele. Für das Gedächtnis ist Eiweiß wesentlich. Bei der Speicherung von Gedächtnisinhalten produzieren die Nervenzellen bestimmte Eiweißstoffe, die deshalb »Gedächtnismoleküle« genannt werden. Eiweiß besteht aus Aminosäuren. Diese wiederum sind unersetzlich für die Bildung so genannter Neurotransmitter, die Nervenbotenstoffe, über die Informationen von einer zur anderen Nervenzelle transportiert

werden. Aus der Aminosäure Tryptophan wird beispielsweise der Neurotransmitter Serotonin gebildet, besser bekannt als »Glückshormon«. Auch Fettsäuren spielen hierbei eine wichtige Rolle. Vor allem mehrfach ungesättigte Fettsäuren fungieren als »Schmiermittel« bei der Datenübertragung im stark verzweigten Nervenzellgeäst, indem sie die Zellmembranfluidität positiv beeinflussen, sie also flüssiger und durchlässiger machen.

Das gesamte Spektrum der Vitamine und Mineralstoffe ist für Leistung und Laune essenziell. Ohne sie läuft nichts im Körper. Besonders die B-Vitamine gelten als Nervenvitamine. Sie katalysieren den Energieumsatz im Gehirn. Eisen sorgt für Sauerstoff im Hirn, Kalzium fördert die Weiterleitung von Nervenimpulsen.

Kauen oder Schlucken?

Doch wann soll sich ein Studierender zwischen Prüfungen, Bachelorarbeit und Lerngruppe noch um seine Ernährung kümmern? Und noch dazu so detailliert! Es geht ja schließlich auch anders, sogar schneller, einfacher und vielleicht auch effizienter. Wie? Mit Pillen!

Stichwort: Ritalin. In den USA nehmen bis zu 25 Prozent der Studierenden regelmäßig vor Prüfungen dieses oder ähnliche Medikamente zur Leistungssteigerung ein. Der Trend des Hirndopings wird sich weiter verbreiten, auch bei deutschen Studierenden ist er schon angekommen. In einer Befragung gaben →



Foto: creativ collection/Strandperle

Fotos: foodcollection/Strandperle (Montage: DSW), Andreas Koschate/Strandperle



Beim Kochkurs zum Thema »Clever essen mit Bio-Brainfood« des Studierendenwerks Hamburg zusammen mit der Ökomarkt Verbraucher und

Agrarberatung e.V. lernten die Studierenden, wie man gesundes und leistungssteigerndes Essen zubereitet – und hatten viel Spaß dabei.

→ 80 Prozent an, sie würden solche Substanzen unter Umständen einnehmen, wenn sie frei verkäuflich und sicher wären. Die Forschung steht noch am Anfang, über mögliche Nebenwirkungen und Suchtgefahren liegen keine gesicherten Ergebnisse vor. Immerhin handelt es sich um Medikamente, die zur Therapie bei Erkrankungen des Nervensystems entwickelt wurden.

Und auch sie können, genau wie Brainfood, die Intelligenz eines Menschen nicht hochschrauben, denn die ist angeboren.

Probieren geht über Studieren!

Probieren und Studieren geht in der Mensa. Rund 788 Mensen und Cafeterien gibt es in Deutschland. Die Studentenwerke bieten hier qualitativ wertvolle und abwechslungsreiche Kost. Und ihre Gäste wissen das gute Angebot zu schätzen: 85 Prozent der Studie-

KOMPAKT BRAINFOOD

Unter Brainfood versteht man Lebensmittel, die die Leistung des Gehirns, optimal unterstützen und die Konzentrationsfähigkeit verbessern – »Nahrung fürs Gehirn«. Es enthält Inhaltsstoffe, die die Denkleistung begünstigen.

Brainfood hat folgende Eigenschaften:

- es liefert Vorstufen für Neurotransmitter (Gehirnbotsstoffe) oder enthält Substanzen, die für deren Bildung notwendig sind
- es unterstützt den Energiestoffwechsel im Gehirn
- es liefert Bau- und Schutzstoffe für die Zellen des Gehirns

Quelle: Flemmer A: Nervennahrung – Das richtige Essen für starke Nerven und ein gutes Gedächtnis. Schlütersche Verlagsgesellschaft 2009

renden besuchen mindestens einmal wöchentlich eine Mensa, der Durchschnitt liegt sogar bei vier Besuchen pro Woche. Beliebt sind die Pausen in Mensa und Cafeteria nicht nur zur Regeneration der körperlichen Kräfte, sondern auch zur Entspannung des Geistes. Viele Einrichtungen wurden in den vergangenen Jahren modernisiert. Essen, trinken, wohlfühlen, abschalten, regenerieren – das geht hier alles wunderbar.

Doch geht noch mehr?

Ja, dachte sich das Studentenwerk Mannheim um Küchenchef Rainer Wedel und bot zur Prüfungszeit des Wintersemesters 2009/2010 zum ersten Mal die Aktion »Bra-

Fotos: Katrin Melcher

»Die Pausen in Cafeteria und Mensa dienen zur Entspannung des Geistes«



Fotos: Katrin Melcher (2), Creativ Studio Heinemann/Strandperle, Kay Herschelmann (Autorin)

infood – Fit im Kopf« an. Auf Grundlage der Forschungsergebnisse und in Zusammenarbeit mit dem hauseigenen Psychiater wurde ein Wochenspeiseplan erstellt. Die aufgelisteten gehirnfördernden Nahrungsbestandteile und deren Wirkungen waren den Gerichten darauf direkt zugeordnet. So konnten die Gäste Lachs mit Linsen und Petersilienkartoffeln bestellen, inklusive Tyrosin zur Förderung der Wachheit, Eisen für die Konzentration und Zink für die Informationsübertragung.

In Hamburg können sich die Studierenden seit dem Sommersemester 2010 dank der Zusammenarbeit des Studierendenwerks mit der Ökomarkt Verbraucher und Agrarberatung e.V. selbst zu Gehirnhöchstleistungen verhelfen. Die Inhaltsstoffe eines orientalischen Kichererbsensalats oder knackiger Mandel-Sesam-Splitter wirken unter anderem konzentrationsfördernd und gegen Ermüdung. Die

Rezepte dafür erhielten sie im Kochkurs »Clever essen mit Bio-Brainfood« unter Leitung des Mensachefs Marco Dreves.

Und ganz nebenbei: Auch ein »Schwätzchen« mit Freunden hält das Gehirn auf Trab und dient der geistigen Leistungsfähigkeit. Ein gemeinsames Essen in der Mensa macht also doppelt fit!

Im Übrigen besuchen Studierende der Ingenieurwissenschaften und der Medizin/Gesundheitswissenschaften am häufigsten eine Mensa, und die müssen ja schließlich wissen, wie gut das ist. ■

DIE AUTORIN

Jessica Fischer
30, ist Ökotrophologin und lebt in Berlin



Leistung per Pille?

BRAINFOOD II Aufputzmittel für die Prüfungsvorbereitung, Betablocker gegen Nervosität im Examen: Leistungssteigernde Mittel gehören auch bei Studierenden zum Alltag. Warum man sie nicht grundsätzlich verurteilen sollte.

VON ANJA SCHREIBER



—Davinia Talbot vom Institut für Ethik, Geschichte und Theorie der Medizin an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster rät davon ab, den Gebrauch von Aufputzmitteln und Betablockern von vornherein als ethisch bedenklich abzuqualifizieren. Sie plädiert vielmehr für eine ausgewogene Auseinandersetzung mit den Pro- und Contra-Argumenten.

Schon in der Wortwahl sieht sie ein Indiz dafür, wie vorurteilsbeladen die Diskussion über den Einsatz leistungssteigernder Mittel ist: »Der negativ konnotierte Begriff des ›Hirndopings‹ steht oft einer unvoreingenommenen Beurteilung des Themas im Wege«, betont die Ärztin, die Medizin, Philosophie und Anglistik studiert hat. Denn so würde schon von Anfang an eine Parallele gezogen zum Betrug im Leistungssport – zumal es dort oft um Substanzmissbrauch gehe. Um möglichst vorurteilsfrei eine Debatte über Nutzen und Risiken dieser leistungssteigernden Mittel führen zu können, schlägt sie den in Fachkreisen gebräuchlichen Begriff des Neuro-Enhancements vor.

Auch wenn es aktuell kaum zuverlässige Zahlen zum Gebrauch von Neuro-Enhancement-Präparaten (NEPs) gibt, zeigen vorhandene

Studien, dass leistungssteigernde Medikamente sehr wohl verwendet werden. So sollen laut verschiedener Studien bereits zwischen drei und elf Prozent der amerikanischen Studierenden solche Stimulanzien zur Verbesserung ihrer akademischen Leistungen genommen haben. Das belegen verschiedene Studien der University of Michigan. So etwa der Student Life Survey 2007, bei dem sieben Prozent der befragten Studierenden von einem nicht-medizinischen Gebrauch verschreibungspflichtiger Medikamente im vergangenen Jahr berichtet haben. »Nach einer Umfrage der renommierten Fachzeitschrift NATURE von 2008 hat jeder fünfte der akademischen Leser schon Ritalin, Modafinil oder Betablocker zur bloßen Leistungssteigerung konsumiert«, berichtet Talbot.

Vergleichbare Studien für Deutschland oder Europa über die Einnahme leistungssteigernder Medikamente liegen nicht vor. Allerdings hat der DAK-Gesundheitsreport 2009 in einer repräsentativen Umfrage unter 3000 Arbeitnehmern herausgefunden, dass fünf Prozent der Befragten Substanzen zur Verbesserung der Leistungsfähigkeit oder des Wohlbefindens konsumieren. Zwei Prozent der Arbeitnehmer nehmen solche Mittel sogar regelmäßig.

Demgegenüber steht eine sehr ungenügende Datenlage über die Wirksamkeit und Sicherheit der gegenwärtig verfügbaren Medikamente, die als mögliche Neuro-Enhancement-Präparate gehandelt werden, berichtet Talbot, die seit 2006 wissenschaftliche Mitarbeiterin des Verbundforschungsprojekts »Potenziale und Risiken des pharmazeutischen Enhancements psychischer Eigenschaften« ist. Ihr Projekt habe die bisher umfassendste Auswertung von Studien zu dieser Fragestellung vorgenommen. Ergebnis: Gegenwärtig gibt es noch keine bemerkenswert wirksamen NEPs! Eine Ausnahme, so Talbot, scheint nur Modafinil, ein Wirkstoff zur Behandlung von Narkolepsie, zu sein, das akuten Schlafmangel kurzfristig kompensieren kann. »Die zurzeit verfügbaren Präparate haben, soweit bekannt, keine gravierenden Nebenwirkungen, wenn ein Gesunder sie einmalig oder nur wenige Tage hintereinander einnimmt.« Allerdings gäbe es viel zu wenige Studien, die gezielt Neuro-

Enhancement-Effekte untersuchen würden. Über die Wirkungen und Risiken der Präparate ist also noch zu wenig bekannt!

Auch wenn – wie Davinia Talbot sagt – das Thema Neuro-Enhancement am Anfang der Erforschung steht, gibt es schon jetzt eine hitzige

»Der negativ konnotierte Begriff des ›Hirndopings‹ steht oft einer unvoreingenommenen Beurteilung des Themas im Wege«

Debatte von Gegnern und Befürwortern, so genannten Biokonservativen und Liberalen. So lehnen die Biokonservativen die Verwendung von NEPs gerade wegen ihrer Unnatürlichkeit ab, während die Liberalen diese Präparate aufgrund

ihrer positiven Effekte schätzen. Aber mit diesen Argumenten, so Talbot, reden Liberale und Biokonservative aneinander vorbei: »Die Biokonservativen argumentieren tendenziell prinzipienorientiert, die Liberalen oft folgenorientiert«. Während die Liberalen auf die Autonomie des Einzelnen setzen, befürchten die Biokonservativen, dass eine Verbreitung von NEPs den gesellschaftlichen Druck erhöhe, diese ebenfalls nehmen zu müssen.

Während die Biokonservativen die Verbesserung der Leistungsfähigkeit an sich fragwürdig finden, fragen die Liberalen, was an einer Leistungssteigerung – zum Beispiel an einer Verbesserung der Konzentration – grundsätzlich falsch sein soll. Dabei lässt Talbot einfließen, dass es durchaus Substanzen gibt, die als leistungssteigernde Mittel gesellschaftlich anerkannt sind wie etwa Koffein, Tabak oder in Maßen genossener Alkohol.

Die Biokonservativen warnen vor den Risiken der Neuro-Enhancement-Präparate, während die Liberalen in einem möglichen Verbot dieser Mittel eine entmündigende Maßnahme sehen. Ein anderes Argument der Biokonservativen befürchtet, dass mit der Verbreitung von Neuro-Enhancements soziale Ungerechtigkeiten verschärft oder gar erzeugt werden könnten, zum Beispiel durch kostspielige NEPs.

Angesichts der unvereinbar scheinenden Argumente der NEP-Befürworter und -Gegner rät die Medizinerin zu einem »Therapieversuch«: Die Forschung sollte »Evidenz schaffen«, also nach empirischen Befunden suchen, welche die genannten Argumente bestätigen oder widerlegen. Dabei empfiehlt sie, grundsätzlich dafür offen zu sein, dass der Mensch ein wandelbares Wesen ist – dazu könne auch der Einsatz anderer, neuer Techniken und Mittel als die der Vergangenheit gehören.

Talbot versteht aber auch die Sorge der Biokonservativen, ob eine Verteilungsgerechtigkeit überhaupt möglich sei und Zwangseffekte entstehen könnten. Um herauszufinden, ob es zu dem befürchteten Effekt kommt und zum Beispiel viele Studierende dann NEPs nehmen, weil sie nur so im Wettbewerb um gute Noten mithalten können, empfiehlt sie eine epidemiologische Begleitforschung. Diese sollte sich mit den Ursachen und Folgen des Neuro-Enhancements beschäftigen. ■

DIE AUTORIN

Anja Schreiber

41, ist freie Journalistin mit den Schwerpunkten Studium, Beruf und Karriere



Der Umsteiger

JAN-HENDRIK OLBERTZ Als Kultusminister in Sachsen-Anhalt galt er als einer der kenntnisreichsten und angesehensten Bildungspolitiker. Jetzt steht er vor einer neuen großen Herausforderung: Humboldts Erbe fortzuführen und gleichzeitig weiterzuentwickeln.

VON JAN-MARTIN WIARDA

Den meisten Leuten fällt es gar nicht auf, wenn sie das prächtige Portal der Humboldt-Universität zu Berlin (HU) durchschritten haben und auf die nicht weniger eindrucksvolle Freitreppe zusteuern. Jan-Hendrik Olbertz schon. Tatsächlich: Da klebt ein Messingschild an jeder einzelnen der 56 Stufen, 56 Messingschilder, vorbei an den riesigen Lettern des Marx-Zitats, das sie hier zu DDR-Zeiten aufgehängt haben. Das Zitat lautet: »Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert, es kommt aber darauf an, sie zu verändern«. Die 56 Messingschilder mahnen: »Vorsichtig Stufe«. Und Olbertz, der gerade eingeführte neue Universitätspräsident, kommentiert mit süffisantem Grinsen: »Das sagt doch einiges über den tatsächlich vorhandenen Mut zur Veränderung aus, wenn schon vor jeder Treppenstufe einzeln gewarnt wird.«

Mut zur Veränderung, das könnte so etwas wie die Überschrift werden über die Amtszeit eines der ungewöhnlichsten Hochschulchefs, die Deutschland derzeit vorweisen kann. Der damalige Kultusminister von Sachsen-Anhalt hat ihn bewiesen, als er sich im April 2010 um das Humboldt-Spitzenamt bewarb. Ausgerechnet er, der im Kreis der Bildungspolitiker als einer der angesehensten und kenntnisreichsten galt. →



Foto: Kay Henschelmann

→ Manch einer seiner Kollegen sprach denn auch kopfschüttelnd von einer freiwilligen Selbstdegradierung. Olbertz dagegen sagte beschwingt: »Die HU ist der Prototyp der modernen Universität, die Idee der deutschen Reformuniversität hat hier ihren Ursprung. Ich kann da keine Degradierung erkennen.« Olbertz' Hochstimmung hing damit zusammen, dass der 56-Jährige sich selbst nie wirklich als Politiker, aber immer als Pädagogen gesehen hat. Seine ersten Berufserfahrungen sammelte er als Erzieher, machte ein Lehreddiplom und wurde Assistent in der Sektion Erziehungswissenschaften an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Nach der Wende wurde er Professor, stieg zum Direktor der Franckeschen Stiftungen zu Halle auf, einem christlichen Sozial- und Bildungswerk. Für einen wie ihn sind nicht die acht Jahre als Minister der Karrierehöhepunkt, sondern seine fast einstimmige Wahl zum HU-Präsidenten. Man kann ihm das anmerken in jedem Augenblick, den Olbertz Unter den Linden unterwegs ist, wie er freudig ihm unbekannte Studierende grüßt, wie er fast liebevoll die Bücherhändler vor dem Hauptportal beobachtet und dann hinaufschaut zum Helmholtz-Denkmal unterhalb der Fassade. »Ich verneine nicht, dass dieser Ort eine Wirkung auf mich ausübt«, sagt er in der feinen Ironie, die ihm zueigen ist. »Aber ich kann Ihnen versichern, ich werde genau im Auge behalten, welche.«

Bei aller Freude weiß Olbertz nämlich auch, auf welche Herausforderung er sich eingelassen hat. Das Problem ist, dass die Humboldt-Universität zu Berlin zwar mit einem einmaligen Namen aufwarten kann, in den vergangenen Jahren aber vor allem durch gelegentlichen Knatsch und allzu häufigen Stillstand von sich reden gemacht hat. Olbertz hat das schnell gespürt, als er das kleine Büro bezog, das sie ihm bis zu seinem Amtsantritt zugeteilt haben, ganz hinten im zweiten Stock, zwischen den Zimmern des International Office. Noch ohne Aufgaben streifte er durch die weitläufigen Flure, hockte sich in die verschiedensten Gremien, hörte zu und machte sich im Übrigen viele Gedanken über den Zusammenhang von Tradition und Veränderung. Seine Schlussfolgerung: »Die Unzufriedenheit mit dem Status quo an dieser Universität ist groß. Die Angst vor Reformen aber auch. Das passt nicht zusammen.« Und genau hierin wird die Spannung seiner Amtszeit liegen: Denn denselben Mut zur Veränderung, den Olbertz demonstriert hat, wird er von seiner neuen Hochschule einfordern.

Dabei ist diese Kombination – Leiden an der Gegenwart bei gleichzeitiger Ablehnung weitreichender Reformen – in der Hochschulwelt natürlich keineswegs ein Monopol der HU. Doch selten wird diese Spannung zwischen Anspruch und Wirklichkeit, zwischen Vergangenheit und Zukunft so virulent wie hier: Während die 1810 gegründete Universität ihr Jubiläum mit einem Feuerwerk an Vortragsreihen, Festreden und Empfängen feiert, haben viele ihrer Professoren immer noch nicht den Schock überwunden, dass nicht sie, sondern ausgerechnet die Dauerkontrahenten von der Freien Universität Berlin 2007 in der Exzellenzinitiative den Elitestatus errungen haben. Schon unmittelbar nach der Niederlage begann die Fahndung nach den Schuldigen, die in dem Vorwurf gipfelte, Olbertz' Vorgänger habe zur inneruniversitären



ZUR PERSON Jan-Hendrik Olbertz

Geboren 1954 in Berlin, wuchs Jan-Hendrik Olbertz in Rostock auf. Nach dem Lehramtsstudium für Deutsch und Musik an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg von 1974 bis 1978 promovierte er 1981 in Erziehungswissenschaft. 1989 habilitierte sich Olbertz und im Jahr 1992 wurde er zum Professor für Erziehungswissenschaft an die Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg berufen. Von 2002 bis 2010 war Olbertz, der parteilos ist, für die CDU Kultusminister des Bundeslandes Sachsen-Anhalt. Seit Oktober 2010 ist er Präsident der Humboldt-Universität zu Berlin. Jan-Hendrik Olbertz ist verheiratet und hat drei Töchter.

Fotos: Kay Hirschelmann, privat (Autor)

Spaltung beigetragen. Tatsächlich hatte der in West-Berlin geborene Theologe Christoph Marksches etwas unglücklich zu Protokoll gegeben, das Scheitern der HU in der Exzellenzinitiative liege in der DDR-Vergangenheit begründet. Die Empörung darüber war enorm. »Bevor ich hierher kam, hatte ich die alten Ossi-Wessi-Konflikte innerlich schon zu den Akten gelegt«, sagt dazu der aus Rostock stammende Olbertz.

Womit Olbertz zum Zeitpunkt seiner Wahl ebenfalls nicht gerechnet hatte: Bald geriet auch seine persönliche DDR-Vergangenheit ins Scheinwerferlicht, als ein Mitarbeiter des SED-Forschungsverbunds Olbertz' zwei vor der Wende veröffentlichten Dissertationen als »Machwerke« voller »ideologischer Einpeitscherparolen« brandmarkte. Ein sichtlich konsternierter Olbertz sprach von sprachlichen Zugeständnissen, die jedoch nicht den Kern seiner Arbeiten berührt hätten. Gleichzeitig betonte er, trotz enormen Drucks kein SED-Mitglied gewesen zu sein und seine Dissertationen niemals verschwiegen zu haben. Weitere Kritiker, aber auch Verteidiger meldeten sich zu Wort, der öffentliche Streit über DDR-Wissenschaftler zwischen Mut und Anpassung hielt ein paar Wochen, dann ebte er plötzlich ab – wohl auch, weil einer der führenden Bildungshistoriker, der ehemalige HU-Vizepräsident, Heinz-Elmar Tenorth, Olbertz' so genannte Dissertation B nach ausführlicher Lektüre als unkritisch befunden hatte. Die Arbeit sei »wissenschaftstheoretisch reflektiert« und »durchaus selbstkritisch gegenüber den pädagogischen Methoden in der DDR«. Olbertz indes versucht die Frage zu beantworten, was für Schlussfolgerungen er aus der Debatte ziehen soll. »Vielleicht, dass ich mitten in der Zeitgeschichte stehe und unterschiedliche Wege unterschiedlich beurteilt werden«, sagt er, ein wenig hilflos.

So anstrengend der Umgang mit der eigenen Vergangenheit auch manchmal noch ist, an der Universität kann sie Olbertz die nötige Glaubwürdigkeit verleihen, um die vorhandenen Risse zu überwinden. Die Risse zwischen der zumeist aus Ostdeutschen bestehenden Verwaltung und der aus dem Westen importierten Professorenschaft. Oder die Risse zwischen der Hochschulleitung und den Studierenden, die sich in der Vergangenheit über den autoritären Führungsstil an der Universität beschwert hatten. Olbertz hat die Herausforderung angenommen und spricht konsequent von »wir«, wenn er die HU als Ganzes meint. Er will es überwinden, das Leiden der Universität an sich selbst, und er glaubt auch schon

»Ich habe als Minister gesagt, die Veränderung kann und muss in den Hochschulen passieren, und diese Sichtweise habe ich auch als Hochschulpräsident«

zu wissen, wie: durch immerwährendes Nachfragen, ob es nicht doch ein wenig anders als bisher gehen kann. Bei all den Hochschullehrern zum Beispiel, die ihre Studierenden immer noch nicht als gleichwertig ansehen. Erst letztens hat ein Professor ihn um einen Termin gebeten, an dem er bereits mit Studierendenvertretern verabredet war: Ein Gespräch mit Studierenden könne man ja wohl absagen. Können man nicht, hat Olbertz geantwortet.

Der neue Präsident wird auch bei den Fachbereichen nachfragen, ob sie wirklich genug getan haben, um die Bachelor-Programme attraktiver zu machen. »Was bislang passiert ist, war oft nur die Überführung alter Studiengänge in neue Zeitvorgaben.« Eine Ausrede wird er während seiner Amtszeit nicht gelten lassen – die Ausrede, die Universitäten hätten gar nicht die Macht für den Neuanfang, weil die Politik sie immerzu mit ihren Vorschriften behindere. »Ich habe als Minister gesagt, die Veränderung kann und muss in den Hochschulen passieren, und diese Sichtweise habe ich auch als Hochschulpräsident.« Und als sei das von ihm angebohrte Bologna-Brett nicht schon dick genug, will Olbertz auch die Zahl der Fakultäten reduzieren, das starke Eigenleben der Institute überwinden und dafür die Position der Dekane aufwerten. Auch das dürfte Ärger geben, und Olbertz weiß das. »Ich bin nicht Präsident geworden, um ein »Weiter so« zu propagieren.«

Natürlich waren da von Anfang an auch die Zweifler, die – meist hinter vorgehaltener Hand – in Frage stellen, ob Olbertz den Mund zu voll nehme. Schon sein Vorgänger sei als sprühender Reformier gestartet und als lustloser Verwalter geendet. Das mag übertrieben sein; wahr ist indes, dass Marksches zuletzt ernüchtert die eigene Macht in Frage stellte. Sei es wirklich sinnvoll, wenn Rektoren zu Managern mutierten, fragte er im Hochschulmagazin »duz«: »Gilt nicht für die Frau oder den Mann an der Spitze einer Universität der alte Satz, wonach der Schuster bei seinen Leisten bleiben soll?« Doch selbst die größten Zweifler glauben, dass, wenn es einer schaffen kann, die HU aus ihrer Identitätskrise zu reißen, dann Olbertz, der mit seiner Mischung aus Selbstironie, Hartnäckigkeit und guten Argumenten schon so manches politische Tauziehen für sich entschieden hat – in einer leisen, fast bescheidenen Art noch dazu, die der Gegenseite erlaubte, stets ihr Gesicht zu bewahren.

Ein paar Tage später, nach seiner Entdeckung im Foyer, hat Jan-Hendrik Olbertz übrigens herausgefunden, dass die 56 Warnschilder eine Kunstinstallation sein sollen. Von wegen Mutlosigkeit. »Mein Fehler«, sagt Olbertz und hat schon wieder dieses feine Lächeln im Gesicht. »Ich freue mich schon auf die nächsten Gelegenheiten, positiv überrascht zu werden.« ■

DER AUTOR

Jan-Martin Wiarda
34, ist Redakteur der Wochenzeitung DIE ZEIT



Quo vadis Elite?

WETTBEWERB Bei der Exzellenzinitiative wird nicht nur Geld verteilt, sondern es gibt auch Reputation und öffentliche Aufmerksamkeit. Trotzdem sind die Bewerberzahlen in der zweiten Runde rückläufig. Eine Analyse.

VON STEFAN HORNPOSTEL

—Im September 2010 gab es an vielen deutschen Universitäten ein erleichtertes Aufatmen: Die Projektskizzen für die nächste Runde der Exzellenzinitiative waren fertiggestellt und abgegeben. Zeit zum Luftholen, denn die Entscheidung darüber, ob die Antragsteller aufgefordert werden, aus der Skizze einen umfangreichen Antrag zu machen, oder bereits aus dem Rennen sind, wird erst im März des kommenden Jahres fallen. Zeit für Skeptiker wie Befürworter der Exzellenzinitiative, um aufgelaufene Erfahrungen zu resümieren.

Kein Forschungsförderungsprogramm hat so große öffentliche Aufmerksamkeit gefunden wie die Exzellenzinitiative und kaum ein Programm hat so polarisierende Wirkung entfaltet. Beides hängt eng zusammen, denn das Förderprogramm ist nicht nur für deutsche Verhältnisse ungewöhnlich: Vertikale Differenzierung zwischen den Universitäten will das Programm in Gang bringen, die Interdisziplinarität, die internationale Sichtbarkeit und Wettbewerbsfähigkeit steigern und bei alledem der Phantasie und den Wünschen der Wissenschaftler möglichst wenig Grenzen setzen. In der medialen Berichterstattung ist all das schnell in einem griffigen Terminus zusammengefasst worden: Elite.

Ganz falsch ist diese Verkürzung nicht, denn am Anfang der Exzellenzinitiative stand tatsächlich die Idee, ein oder zwei Elitehochschulen à la Harvard oder Stanford zu finanzieren. Das, was vor fünf Jahren als »Exzellenzinitiative des Bundes und der Länder zur Förderung von Wissenschaft und Forschung an deutschen Hochschulen« beschlossen wurde, sah dann allerdings doch etwas anders aus. Aus der »Elitehochschule« wurde die Förderlinie »Zukunftskonzepte«, die einzige, in der ganze Hochschulen finanziert werden. Der größere Teil der finanziellen Mittel aber fließt in die Förderlinien »Exzellenzcluster« und »Graduiertenschulen«, also

in fach- oder themenspezifisch ausgerichtete Förderprogramme. Insofern ist die Exzellenzinitiative eine Fortsetzung der seit mehreren Jahrzehnten zu beobachtenden Verstärkung der wettbewerbslichen Elemente im deutschen Forschungssystem. Gleichwohl wird in der Exzellenzinitiative in besonders spektakulärer Weise nicht nur Geld, sondern auch Reputation und öffentliche Aufmerksamkeit verteilt.

Das eigentlich Besondere der Exzellenzinitiative war nicht das erhebliche finanzielle Volumen von 1,9 Milliarden Euro für die Förderdauer von fünf Jahren, sondern die ungewohnt großen Freiräume bei der Gestaltung der Vorhaben. Ohne enge thematische oder organisatorische Vorgaben, wie man sie sonst aus großen Förderprogrammen kennt, konnten die Antragsteller ihre Wünsche skizzieren. Dafür gab es viel Beifall und eine Fülle von Berichten über Aufbruchstimmung, fachübergreifendes Engagement, institutionelle Neuerung und vielversprechende Entwicklungen in der Nachwuchsförderung. Die Klagen mancher Geförderten richteten sich eher darauf, dass gelegentlich zu viel Geld in zu kurzer Zeit verausgabt werden musste. Dem wurde in der neuen Exzellenzrunde durch einen flexiblen Antragsrahmen (1 bis 2,5 Millionen Euro für Graduiertenschulen und 3 bis 8 Millionen Euro per anno für die Cluster) Rechnung getragen.

Mit fünf Jahren war der Förderzeitraum der Exzellenzinitiative recht knapp bemessen. Entsprechend groß war die Erleichterung, als sich Bund und Länder im vergangenen Jahr auf die Fortsetzung der Initiative verständigten. Um einerseits eine Fortsetzung

der begonnenen Projekte zu ermöglichen, andererseits aber auch neuen Anträgen eine Chance zu geben, wurden die Mittel auf 2,7 Milliarden Euro für die Zeit von 2012 bis 2017 erhöht.

Eigentlich ein Grund zur Freude, aber von Anfang an war die Exzellenzinitiative auch von kritischen Stimmen begleitet. Neben Unbehagen an der Exzellenzrhetorik und Zweifel an der Eignung des Begutachtungsverfahrens wurde vor allen Dingen die Sorge geäußert, dass die kräftigen Mittelzuwächse zu unfairen Wettbewerbsbedingungen führen könnten, zu Monopolen, an deren dominanter Stellung kein Wettbewerber mehr rütteln könnte.

Zweifellos haben die »Exzellenzuniversitäten« einen massiven Zuwachs an Drittmitteln zu verzeichnen, teils in einer Größenordnung, die Sorgen hinsichtlich einer nachhaltigen Finanzierung der aufgebauten Strukturen aufkommen lässt. Aber unter den drittmittelstärksten Universitäten finden sich keineswegs nur die Exzellenzuniversitäten, und die Drittmittelzuwächse mancher der »Nicht-Elite-Universitäten« sind so beachtlich, dass, wenn man überhaupt von Monopolen sprechen kann, es jedenfalls keine wesentlich anderen als vor der Exzellenzinitiative sind. In jedem Fall aber hat sich das Gefühl, dass die Mittel für Forschung sich an bestimmten Stellen konzentrieren, in den vergangenen Jahrzehnten massiv verstärkt. 1977/78 legte das Institut für Demoskopie Allensbach deutschen Professoren die Aussage »Es ist ja doch immer der gleiche Kreis von Leuten, die das Geld für ihre Forschung bekommen« mit der Bitte vor, diese Aussage zu bewerten. 9 Prozent stimmten damals zu, 1983/84 waren es 10 Prozent und 2010 stimmten in einer repräsentativen Umfrage des Instituts für Forschungsinformation und Qualitätssicherung (iFQ) unter deutschen Professoren bereits 24 Prozent zu. Der Anteil derjenigen, die der Aussage zumindest teilweise zustimmte, wuchs von 29 Prozent über 31 Prozent auf 45 Prozent.

Im September 2010 sind nun 227 Antragsskizzen für die zweite Runde der Exzellenzinitiative eingegangen. Geht man davon aus, dass auch die 85 bestehenden Exzellenzprojekte im kommenden Jahr alle einen Fortsetzungsantrag einreichen werden, dann werden

insgesamt 312 Bewerbungen in den verschiedenen Förderlinien auf dem Tisch liegen. Das ist, verglichen mit den 580 Skizzen, die für die erste Runde der Exzellenzinitiative eingereicht wurden, ein deutlicher Rückgang. Ist dieser Rückgang auf Resignation zurückzuführen, auf die dringende Bitte der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) nur wirklich tragfähige Projekte anzumelden oder auf den Umstand, dass die deutschen Universitäten tatsächlich – wie gewünscht – strategiefähiger geworden sind und Aufwand und Ertrag, Kosten und Nutzen sehr viel sorgfältiger abwägen?

Eine Antwort ist gegenwärtig kaum möglich. Sicher ist nur, dass es nicht einfacher wird. Die neuen Bewerber für die

Exzellenzprojekte hatten mehr Zeit und konnten sich bereits ein Bild von Chancen und Problemen machen. Insofern wird die Auswahl zwischen den Neuanträgen, aber auch zwischen Fortsetzungs- und Neuanträgen schwieriger werden. Sicher ist auch, dass die polarisierende Wirkung der Exzellenzinitiative anhält. In der Umfrage des iFQ unter deutschen Professoren aus dem Frühjahr dieses Jahres gab fast ein Drittel der Befragten an, dass sie weder eine Exzellenzinitiative für die Forschung noch eine für die Lehre für eine geeignete Maßnahme halten, den Wissenschaftsstandort Deutschland zu stärken; nur etwa 14 Prozent sahen in solchen Initiativen ein gut oder sehr gut geeignetes Instrument. Das heißt keineswegs, dass die Exzellenzinitiative ein Fehler war, wohl aber, dass die holzschnittartigen

Betrachtungen von Kritikern wie Befürwortern einer differenzierten Betrachtung weichen. Die Exzellenzinitiative hat ohne Zweifel in kürzester Zeit enorm viel Bewegung in das deutsche Hochschulsystem gebracht und wird nicht ohne Grund von vielen Ländern kopiert. Für die nachhaltige Sicherung einer veritablen Position in der internationalen Spitzenforschung muss man aber vielleicht schon jetzt über die Exzellenzinitiative hinaus denken. ■

»Haben die Universitäten resigniert, oder sind sie strategiefähiger geworden und wägen Aufwand und Ertrag, Kosten und Nutzen sorgfältiger ab?«



DER AUTOR

Stefan Hornbostel

55, ist Professor für Soziologie (Wissenschaftsforschung) am Institut für Sozialwissenschaften der Humboldt-Universität zu Berlin und Leiter des Instituts für Forschungsinformation und Qualitätssicherung (iFQ)

Illustration: Dominik Herrmann; Foto: privat (Autor)

AUS DEN STUDENTENWERKEN



Student sucht Nest

Kuckuck! Nest gesucht – damit bittet das Studentenwerk Freiburg potenzielle Vermieter um Mithilfe. Denn bezahlbarer Wohnraum ist zum Semesteranfang meist knapp – übrig gebliebene Studierende müssen dann schon einmal in Turnhallen nächtigen. Eine originelle Plakatkampagne soll das in diesem Jahr verhindern: pinkfarbene Kuckucksuhr auf waldgrünem Grund. Mit dem Schwarzwald-Nationalsymbol schlechthin – hier schrill in Szene gesetzt – appelliert das Studentenwerk an die badensische Gastfreundschaft. Keine Angst: Hinter so einem »Kuckuck im Nest« verbirgt sich ein umgänglicher Studierender. Auch dafür sorgt die Zimmervermittlung im Studentenwerk. *bk*

→ www.studentenwerk-freiburg.de



DSW-KURZPORTRÄT

»Viele Kinder haben schwer erziehbare Eltern«

(Jean-Jacques Rousseau)

Ballgefühl

Manuela Beutke, 33, Dipl.-Verwaltungswirtin

Darauf kann sie sich verlassen! Ihr Einfühlungsvermögen hat Manuela Beutke schon oft geholfen, brenzlige Situationen zu meistern. Vorrangig natürlich im Arbeitsalltag – aber auch zuhause, wenn sie ihre beiden Töchter wieder sanft überzeugen muss, dass es Schlafenszeit ist. Seit 2001, nach Abschluss ihres Studiums der Verwaltung und des Rechts an der Technischen Hochschule Wildau, arbeitet Manuela Beutke im DSW als Sachbearbeiterin. Begonnen hat sie im Bafög, wechselte dann ins Referat Rechtsfragen – und vor der zweiten Elternzeit zur Presse- und Öffentlichkeitsarbeit. Jetzt organisiert die Verwaltungswirtin in der Informations- und Beratungsstelle Studium und Behinderung (IBS) Weiterbildungsveranstaltungen, recherchiert Gesetzesänderungen und bringt die Internetseiten auf den aktuellen Stand. Darüber hinaus berät sie vor allem Studierende zu ihren Rechten an der Hochschule, telefonisch oder per E-Mail. In ihrer Freizeit spielt Manuela Beutke leidenschaftlich gerne (Beach-)Volleyball, auch dabei ist ihr Einfühlungsvermögen gefragt – hier nennt man es Ballgefühl. *jaw*

→ manuela.beutke@studentenwerke.de



Pausenträume in Göttingen

Mila Petrovic, seit 20 Jahren Mitarbeiterin im Café Central des Studentenwerks Göttingen, räumt das Geschirr ab, säubert die Tische, bereitet das Essen zu, kassiert. Dann, Stunden später: Feierabend. Mit einem Lächeln beendet die 55-Jährige ihren Arbeitsalltag und geht nach Hause. Das Foto ist eine Collage der Foto-AG des Studentenwerks Göttingen. Cafeterien-Leiter Guido Forthmann hatte schon lange den Wunsch, »seine« Cafeterien professionell fotografieren zu lassen. »Doch es sollten keine Dokumentationsfotos sein«, so Wolf Schuchardt, Fotodesigner und Leiter der Foto-AG. Schnell entstand die Idee einer subjektiven Fotografie mit dem Titel Pausenträume. Neun Cafeterien-Fotos sind seit Projektbeginn im Frühsommer 2010 entstanden. Zu jeder Cafeteria haben sich die zwölf Mitglieder der Projektgruppe etwas Besonderes überlegt, jedes Cafeterien-Foto erzählt eine kleine Geschichte. Ab dem 7. Dezember 2010 ist die Ausstellung Pausenträume im Café Central zu sehen. *cm*

→ www.studentenwerk-goettingen.de/aktuelle_ausstellungen

Die Allrad-Lady

Achtung! Diese Frau im roten Kleid ist keine Hostess, die das neueste Subaru-Allradantriebs-Auto präsentiert – sie hat es gewonnen! Im Finale des »Subaru sucht Allrad-Lady«-Wettbewerbs hat Silke Hering gezeigt, dass sie mit einem 300-PS-Auto und einem Offroad-Gelände bestens umgehen kann. Neben dem neuen Auto hat sie nun für ein Jahr auch den Subaru-Botschafterposten inne. Was Frau Hering eigentlich tut? Sie ist Sachbearbeiterin im Studentenwerk Frankfurt am Main und dort für die Ausbildungsförderung zuständig. *bk*

→ www.studentenwerkfrankfurt.de

Neues Outfit im Pop-Art-Stil

Das Studentenwerk Bonn peppt seine Mensa Poppelsdorf mit einfachen Mitteln auf: Der Kunststudent Tsan Yu Hsieh bemalte die Wände innen und außen mit einer Mischung aus Pop-Art, Comic und Design. *mvd*

→ www.studentenwerk-bonn.de



Fotos: Subaru Deutschland, Foto AG Studentenwerk Göttingen, Tsan Yu Hsieh

MEDIEN

Nachgelesen

Student Services international



Europa ist international attraktiv: Gut 50 Prozent der weltweit mobilen Studierenden verfolgen ihre akademische Ausbildung in einem europäischen Land. Welche Dienstleistungen den Studierenden aus nicht-europäischen Ländern vor Studienstart, bei Ankunft und dann im Studienverlauf zur Verfügung stehen, ist Thema dieses Buchs. Das schmale Bändchen wirft ein erhellendes Licht auf die Bedürfnisse dieser Studierenden und beschreibt den institutionellen Ansatz in England, Frankreich, Deutschland, Polen, Dänemark und Italien. Darüber hinaus gibt es abschließende Empfehlungen für Good Practice in der Betreuung internationaler Studierender. Auch wenn wichtige Akteure nur am Rande berücksichtigt werden, zeigt die Studie deutlich, welchen enormen Einfluss Student Services auf die Qualität und Nachhaltigkeit der Internationalisierungsanstrengungen europäischer Hochschulen haben und verortet dieses im steigenden Wettbewerb um die besten Köpfe. *se*
Maria Kelo, Tim Rogers, Laura E. Rumbley: International Student Support in European Higher Education – Needs, Solutions and Challenges, Bonn 2010. → www.lemmens.de

Foto: Kay Herschelmann

Gesurft

Mastermap



Mastermap.de ist eine tolle Seite für Mastersuchende, Masterstudierende – und für diejenigen, die den Master bereits in der Tasche haben. Zu den Hauptfunktionen zählt die Masterdatenbank. Bei der einfachen Suche kann man nach Stichwort, Fachbereich, Bundesland sowie nach der Studienart (Vollzeit, Teilzeit, Fernstudium) suchen. Erweitern lässt sich die Suchfunktion durch die Feinsuche: unter anderem nach Hochschultyp, Kosten pro Semester oder der gewünschten Internationalität. Hat man seinen Traum-Master gefunden, hilft der nächste Hauptmenüpunkt Studium. Hier gibt es Informationen zu Finanzierung, Zulassung und Studium im Ausland. Der Menüpunkt Job-Start versorgt den Besucher mit Tipps zu Bewerbung, Gehalt und Karriereberatung. Zusätzlich gibt es News, das Porträt der Woche und das Masteralphabet. Vor allem für Mastersuchende ist die Seite sehr zu empfehlen! *nf*
 → www.mastermap.de

IMPRESSUM

DSW-Journal
 Magazin des Deutschen Studentenwerks (DSW)
 Ausgabe 4/2010

Das DSW-Journal erscheint viermal im Jahr.

Herausgeber: Deutsches Studentenwerk e.V.
 Monbijouplatz 11
 10178 Berlin

Verantwortlich: Achim Meyer auf der Heyde (amadh),
 Generalsekretär

Chefredaktion: Marijke Lass (ml)
 marijke.lass@studentenwerke.de

Redaktion: Prof. Dr. Rolf Dobischat, Sven Engel (se), Nora Fasse (nf),
 Stefan Grob (sg), Sabine Jawurek (jaw), Bettina Kracht
 (bk), Mirjam von der Mark (mvd), Christa Mirwald (cm),
 Constantin Quer, Angela von Wietersheim (avw)

An dieser Ausgabe haben außerdem mitgewirkt:
 Jessica Fischer, Armin Himmelrath, Prof. Dr. Stefan
 Hornbostel, Natalie Kreis, Britta Mersch, Anja Schreiber,
 Jan-Martin Wiarda

Fotos: M. Bussmann, CDU/CSU, Moritz Darmstadt, Die Hoffotografen,
 Die Linke, DSW, Birgit Dworak, Fotocollage: Foto AG
 Studentenwerk Göttingen, Fotodesign Wolf Schuchardt, Harald
 Fuhr, Michal Grajkowski, Kay Herschelmann, Hochschulen:
 Bielefeld, Bochum, Dortmund, Karlsruhe, Jena, Magdeburg-
 Stendal; Mathias Hopp, hostelli, Tsan Yu Hsieh, Victoria Kühne,
 Eric Lichtenscheidt, Katrin Melcher, Sonny Mumbunan, Florian
 Schneider, Strandperle: creativ collection, Creativ Studio
 Heinemann, foodcollection, IAS, Andreas Koschate, Radius
 Images, Claudia Rehm; Studentenwerke: Darmstadt, Frankfurt
 am Main, Mainz, Oldenburg; Subaru Deutschland, picture alli-
 ance/dpa, Stefan M. Rother, Hans P. Szyska

Grafik: Kerstin Schröer

Produktion: Dominik Herrmann

Druck: Henrich Druck + Medien GmbH
 www.henrich.de

Beratung: Helmut Ortner
 www.ortner-concept.de

Anzeigen: dswjournal-anzeigen@studentenwerke.de
 Es gilt die Anzeigenpreisliste vom 1. Januar 2010

Redaktionsanschrift: Deutsches Studentenwerk e.V.
 Redaktion DSW-Journal
 Monbijouplatz 11
 10178 Berlin
 Tel.: +49(0)30-29 77 27-43
 Fax: +49(0)30-29 77 27-99
 E-Mail: dswjournal@studentenwerke.de
 www.studentenwerke.de
 Nachdruck und Wiedergabe von Beiträgen aus dem
 DSW-Journal sind nur mit ausdrücklicher Genehmigung der
 Redaktion erlaubt.

Der Präsident des Deutschen Studentenwerks schreibt an sich selbst

SIE SIND HELDEN



Rolf Dobischat,
Präsident des Deutschen
Studentenwerks

Rolf, komm, erinnere Dich, wie Du neulich auf dem Institutsflur mit dem geschätzten Kollegen X. ins fröhliche Studenten-Bashing eingestiegen bist: »Nein, studierfähig sind sie nicht, diese Jungen, keine Allgemeinbildung, kein eigenständiges Denken, sie verwechseln die Hochschule mit der Schule, braves, unkritisches Lernvieh, das lieber Stunden auf Facebook und StudiVZ verbringt, als selbst etwas zu lesen, Copy & Paste aus Wikipedia ist ihre einzige Kulturtechnik, und überhaupt, sie sind unpolitisch, unkritisch, unorganisiert...«

Es war so leicht, so bequem, in X.'s Tiraden einzustimmen, Rolf, Du warst müde, wolltest eigentlich in Ruhe eine rauchen, und dann hast

Du die Energie nicht aufgebracht, X. zu widersprechen, seinen wohlfeilen, lange vorher einstudierten Monolog zu ignorieren.

Aber Du weißt, was Du hättest sagen sollen, sagen müssen, Rolf: »Lieber Kollege, Ihre Pose ist bekannt seit Platon, sie ist abgehängt, und sie zeugt von grenzenloser Ignoranz.«

Du stöhnst ja manchmal auch innerlich auf,

wenn Dich in der Vorlesung einer fragt, wer denn dieser Paulus sei, zu dem Saulus geworden? Daraus aber gleich den Schluss zu ziehen, die neuen Studierenden-Generationen hätten keine Allgemeinbildung, ist unfair.

Du hättest X. belehren müssen: »Sie haben andere Geschichten, andere kulturelle Bezüge, andere Kompetenzen. Und sie sind einem gesell-

schaftlichen Erwartungsdruck ausgesetzt, den Sie und ich, werter Kollege, nicht annähernd ermessen können. Von ihrer Medienkompetenz könnten wir uns eine Scheibe abschneiden, und sie haben ein anderes Verständnis von Politik. Sie revolutionieren das Verhältnis der Geschlechter, indem sie einfach Beziehungen, Liebe, Partnerschaft gleichberechtigt angehen. Sie engagieren sich spontaner und nicht in den alten Institutionen Verein, Gewerkschaft oder Partei. Sie betreiben Mikropolitik, als Konsumenten, als Studierende, auch hier, an unserer Uni.«

Nimm etwa S., den bulligen, tätowierten Studenten, der sich in Deiner Sprechstunde geöffnet hat. Er jobbt als Türsteher, um seine kleine, geistig behinderte Schwester zu unterstützen. Als er von ihr sprach, hättest Du heulen können vor Rührung. Oder nimm B., dunkelhaarig, stark geschminkt, kaugummikauend, Tussi-Typ, ja, aber mit messerscharfem Verstand. Sie hat zwei Nebenjobs, und sie tut trotzdem alles dafür, dass ihre dicke Freundin J., die mit ungleich weniger Talent gesegnet ist, ihren Bachelor schafft. Oder der dürre, grüblerische M., der deshalb so nervig penetrant nachfragt im Seminar, weil er von seinen Eltern massiv unter Druck gesetzt wird, einen Glanzabschluss zu schaffen.

Nächstes Mal, Rolf, schneidest Du Professor X. das Wort ab und sagst: »Sie kennen die Studis nicht. Lernen Sie wenigstens einige davon kennen. Sie sind Helden.«

Entschlossen:

Rolf Dobischat

rolf.dobischat@studentenwerke.de



... damit Studieren gelingt!



Wohnen • Essen & Trinken

Kultur • BAföG • Kinderbetreuung

Internationales • Beratung



Die Studentenwerke – Service rund ums Studium



Deutsches Studentenwerk

www.studentenwerke.de



NUR AUSBILDUNG MACHT WIRKLICH SATT.

Viele Menschen in Krisengebieten benötigen Nahrungsmittelhilfen, um zu überleben. Für ein selbstbestimmtes Leben ohne Hunger und Abhängigkeit brauchen sie mehr: die Möglichkeit, ihre Zukunft in die eigenen Hände zu nehmen. Deshalb fördert die Welthungerhilfe weltweit Schulen und Ausbildungsprojekte, um den Teufelskreis der Armut zu durchbrechen. Unterstützen Sie uns mit Ihrer Spende: Sparkasse KölnBonn, BLZ 370 501 98, Konto 1115. Mehr unter www.welthungerhilfe.de

Welthungerhilfe - Der Anfang einer guten Entwicklung